

GEISTERJÄGER
JOHN SINCLAIR®

*Eine Fan-Geschichte
von Chris Steinberger*

Die Dunkle Mutter



Die Dunkle Mutter

Eine eigenproduzierte Fan-Geschichte der Romanheft-Serie "Geisterjäger John Sinclair" von Jason Dark. Mit freundlicher Genehmigung von Bastei/Lübbe.

Geschrieben von Chris Steinberger.

Lektoriert von Isaak Siavan.

Cover sowie Bilder im Innenteil von Azrael Ap Cwanderay.

Umsetzung von Thomas Eiselt.

Produziert vom OJSFC (Offener John Sinclair Fan Club) ©2020.



"Geisterjäger", "John Sinclair" und "Geisterjäger John Sinclair" sind eingetragene Marken der Bastei Lübbe AG. Die dazugehörigen Logos unterliegen urheberrechtlichem Schutz. Die Figur "John Sinclair" ist eine Schöpfung von Jason Dark.

VORWORT

„Die Dunkle Mutter“ war von Anfang an eine offene und fortlaufende Kurzgeschichten-Reihe, die 2018, 2019 & 2020 im Mittelteil der Romanheft-Serie „Geisterjäger John Sinclair“ von Jason Dark erschien.

Die 14 Episoden wurden in den folgenden Heften abgedruckt:

- Band 2095* - *Teil 01 „Die Gruft der Dunklen Mutter“*
- Band 2103* - *Teil 02 „Die Taufe der Dunklen Mutter“*
- Band 2112* - *Teil 03 „Rückkehr zur Gruft der Dunklen Mutter“*
- Band 2119* - *Teil 04 „Der Kuss der Dunkelheit“*
- Band 2126* - *Teil 05 „Die Zeremonie des Blutes“*
- Band 2127* - *Teil 06 „Die Zeremonie des Blutes (Fortsetzung)“*
- Band 2133* - *Teil 07 „Die Suche“*
- Band 2140* - *Teil 08 „Das Amulett der Dunklen Mutter“*
- Band 2144* - *Teil 09 „Der Trick der Dunklen Mutter“*
- Band 2156* - *Teil 10 „Im Bann der Dunklen Mutter“*
- Band 2161* - *Teil 11 „Die Heiligen Drei Toten (Teil 1)“*
- Band 2162* - *Teil 12 „Die Heiligen Drei Toten (Teil 2)“*
- Band 2183* - *Teil 13 „Bring mir den Kopf der Dunklen Mutter (Teil 1)“*
- Band 2184* - *Teil 14 „Bring mir den Kopf der Dunklen Mutter (Teil 2)“*

Der Sinclair-Fan und Autor Chris Steinberger hat sich während dieser Zeit mit einem weiteren Romanheftleser (Isaak Siavan) zusammengetan und gemeinsam entstand die Idee, die Einzelteile zusammenzufügen, zu überarbeiten und als komplette große Geschichte zu veröffentlichen. Kostenlos und frei verfügbar im Internet. Aufgrund des positiven Feedbacks und der eigenen Begeisterung entschlossen sich Chris und Isaak, selber Geld in die Hand zu nehmen und „Die Dunkle Mutter“ als richtiges Heft produzieren zu lassen. Nachdem das GO vom Bastei-Verlag kam, erkannten die beiden, dass dieses Vorhaben nur durch zusätzliche Unterstützung zu schaffen ist.

Isaak sprach mich an und erzählte mir begeistert von dem Projekt. Wir kannten uns durch das Gruselroman-Forum und er wusste vom OJSFC und dass ich das Fan Club - Magazin erstelle. Ich fand die Sache um „Die Dunkle Mutter“ so klasse, dass ich gar nicht anders konnte und bei dem Projekt mit eingestiegen bin.

Nach einem halben Jahr Brainstorming, Meinungs austausch und Festlegen der Eckdaten näherten wir uns einem Punkt, der ein klares Ziel anpeilte. Zudem stand für uns fest, dass für das Heft ein cooles Cover her musste und dass im Inneren durch einige Bilder alles aufgelockert werden sollte. Mir fiel in diesem Zusammenhang sofort Thorsten „Azrael ap Cwanderay“ Perne ein, den ich durch den OJSFC kennengelernt habe. Der Österreicher ist ebenfalls Sinclair-Fan, schreibt selbst Gruselromane und kreierte dafür die Cover. Viele seiner Grafiken landen auf Büchern oder CD-Covern, und er hat für das Fan Club - Magazin schon einige Bilder beige steuert. Durch seinen selbstlosen Einsatz und seine gleiche Begeisterung für dieses Projekt wurde „Die Dunkle Mutter“ optisch aufgewertet und erhielt schließlich das sprichwörtliche Sahnehäubchen, mit dem einer Produktion nichts mehr im Wege stand.

Technisch war es aufgrund der Länge der Geschichte dann aber gar nicht so leicht eine entspannte Umsetzung in ein „Heft“ durchzuführen. Schließlich ist die Entscheidung auf ein DIN A4-Format gefallen, wobei aber einige Kämpfe mit der Formatierung ausgetragen werden mussten - schlussendlich mit einigen Kompromissen gegenüber der lektorierten Fassung.

Thomas Eiselt, November 2020

„Es gibt Menschen, die dem Teufel versprochen sind. In ihren Herzen tragen sie sein abscheuliches Mal und in ihren Augen brennt das Feuer der ewigen Verdammnis. Manchen von ihnen schenkt er die Kraft der Dämonen. Diese Menschen sind das Licht und sie sind die Finsternis. Das Licht kann sie nicht führen, denn sie sind das Böse in der Gestalt des Guten. Sie beherrschen das Licht, aber sie folgen der Finsternis. Sie entfesseln das Chaos der Hölle, aus dem es kein Entrinnen mehr gibt. Nur das Opfer eines vollkommen reinen Wesens kann sie vernichten und das Gleichgewicht wiederherstellen.“

Aus dem Malleus Maleficarum, im Jahre des Herrn 1468.

Die Gruft der Dunklen Mutter

„Ich wette, du traust dich nicht!“, sagte Stephen und stocherte weiter mit seinem krummen Holzstock in der trockenen Erde herum.

Es war Mitte August. Schon seit Wochen hatte es nicht mehr geregnet. Allerdings war es für diese Jahreszeit auch ungewöhnlich kalt. Selten hatten die Temperaturen in Hertfordshire in diesem Sommer überhaupt die 20 Grad überschritten. Die beiden Jungen trugen schon ihre Herbstjacken. Stephen hatte sogar einen Schal um seinen Hals gewickelt.

„Es gehört ja auch sehr viel Mut dazu, sich in eine Gruft einsperren zu lassen und da eine Nacht zu verbringen. Das ist Idiotie und kein Mut!“, erwiderte Evan, der neben Stephen auf einem Baumstamm saß, seine Hände tief in seiner Jacke vergraben. „Da wäre es schon weit mutiger, deine Mutter nackt zu sehen“, setzte er provozierend nach. Stephen lachte leise. Mit seinem Stock fuhr er eine Linie auf dem Boden nach und zeichnete mit zwei weiteren Strichen ein Dreieck. „Du hast doch nur die Hosen gestrichen voll.“ Er machte eine kleine Pause und zog eine weitere Furche in den Boden. „Brenda und ich haben es geschafft und es hat uns sehr gutgetan.“ Er zwinkerte verschwörerisch. „Das hat uns alle weitergebracht.“

„Ja, besonders Brenda, die jetzt sabbernd vor sich hinstarrend oben im County Hospital sitzt, sich einnässt und von lebenden Toten spricht. Wenn sie denn spricht.“ „Das ist eben der Preis, wenn man zum Kreis der Auserwählten dazugehören will. Nur wer den Mut besitzt, eine Nacht in der Gruft der Dunklen Mutter zu verbringen, wird in ihren Kreis aufgenommen.“ Stephen hob den Kopf und blickte seinen Freund herausfordernd an.

„Weißt du eigentlich, welchen Scheiß du da gerade von dir gibst?“, fragte Evan mit lauter Stimme. „Unsere Freundin ist in diese verdammte Gruft gegangen, hat sich von dir einsperren lassen und kam als geistiges Wrack wieder raus. Als menschliches Gemüse. Und du willst, dass ich da jetzt auch noch reingehe? Erzählst mir einen von der Dunklen Mutter und von Auserwählten. Du spinnst doch völlig, Stephen!“ Evan stand ruckartig auf.

„Wo willst du hin?“, fragte Stephen.

„Wohin werde ich schon gehen wollen? Ich gehe ins Krankenhaus zu Brenda und schaue nach, wie es ihr

geht. Dir scheint es ja egal zu sein, was aus ihr geworden ist.“

„Oh, wenn es dich beruhigt, Brenda wird bald kommen.“

„Wie bitte? Willst du mich verarschen? Schätze die Nacht in der Gruft hat auch bei dir einiges durcheinandergebracht. Ich jedenfalls hau ab.“

Evan drehte sich um und wollte über den Baumstamm steigen, der beiden bisher als Sitzgelegenheit diente. Abrupt verharrte er und blieb stocksteif stehen.

Hinter dem Gebüsch hatte er eine Bewegung gesehen. Da kam jemand den Hügel hinauf. Neben ihm hörte er Stephen leise und zugleich wissend lachen. Er starrte ungläubig zu ihm hinunter.

„Ich habe dir doch gesagt, dass Brenda gleich auftauchen wird.“ Stephen gab belustigte Laute von sich und freute sich wie ein kleines Kind. Evan jedoch blickte wieder zum Gebüsch und sah, wie eine Person durch die Zweige brach. Es war tatsächlich Brenda. Sie hatte nichts weiter an als ein Krankenhaushemd und kam tapsend auf die beiden jungen Männer zu. Evan erschrak zutiefst, als er das Blut bemerkte, das von ihrem Mund tropfte.

„Brenda. Was ...?“, stammelte Evan.

„Hallo, Evan!“, flüsterte Brenda. „Es wird Zeit für dich, die Gruft der Dunklen Mutter zu besuchen!“

Noch bevor Evan zu einer Reaktion fähig war, griff Brenda mit einer Schnelligkeit zu, die er nie für möglich gehalten hätte. Ihre schmutzigen und blutverkrusteten Hände schlossen sich um seinen Hals. Erbarmungslos drückte sie zu. Evan versuchte sich zu befreien, versuchte Brendas Hände wegzuschlagen, aber der Sauerstoffmangel setzte ihm bereits heftig zu.

Noch einmal bäumte er sich auf und stemmte sich gegen die schier unmenschliche Kraft des Mädchens, aber er hatte keine Chance. Er hatte keine Kraft mehr und sackte zusammen. Aber auch jetzt ließ Brenda nicht los und starrte ihn mit hassverzerrtem Gesicht an.

„Wenn du nicht freiwillig zur Dunklen Mutter willst, dann eben mit Gewalt“, hörte er Stephen noch flüstern. Dann verlor er das Bewusstsein.

*

Evan erwachte mit dröhnendem Kopf und mörderischen Halsschmerzen. Er versuchte sich zu bewegen, doch

musste er feststellen, dass er auf einem primitiven Holzstuhl saß, seine Hände hinter seinem Rücken fest mit einem Seil an eben jenen Stuhl gebunden.

Evan versuchte sich zu befreien. Vergebens. Die Fesseln saßen zu stramm, als dass er sie hätte lockern können. Seine Kopfschmerzen und die Schmerzen im Hals taten ihr Übriges und so blieb Evan erst mal ruhig sitzen und versuchte Kraft zu schöpfen. Er schloss die Augen. In der Dunkelheit konnte er ohnehin nichts erkennen. Nur der feuchte, modrige Geruch ließ darauf schließen, wo er war. In der Gruft der Dunklen Mutter.

Plötzlich hörte er ein leises Wispern. Ein Flüstern drang an seine Ohren. „... freier Wille ...“

Evan konnte nicht ausmachen woher die Stimme kam.

„... muss freiwillig sein ...“

Evan drehte seinen Kopf und suchte den geheimnisvollen Flüsterer. Allmählich hatten sich auch seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt. Er konnte ein wenig mehr erkennen. Vor ihm stand ein großer steinerner Sarkophag. Soweit Evan es erkennen konnte, verschloss die Grabplatte den unteren Teil nicht komplett. Er versuchte noch mehr von seiner Umgebung und vor allem einen Hinweis auf die geheimnisvolle Stimme zu entdecken. Nichts.

Da vernahm er ein weiteres Geräusch. Es hörte sich an wie ein Schluchzen. Und es kam direkt aus dem Sarkophag. Trotz seiner heftigen Halsschmerzen rief Evan krächzend: „Hallo? Ist da wer?“

Jetzt hörte er aus dem Sarg ein lauterer Schluchzen. Er rief noch einmal: „Hallo? Ich bin es, Evan. Hörst mich jemand?“

Dumpf vernahm er eine Stimme. „Hilfe! Bitte! Irgendjemand!“

Ungläubig riss Evan seine Augen auf.

„Brenda? Bist du das?“

„Ja. Ich bin es. Ich bin hier drin eingesperrt! Bitte hilf mir! Ich habe solche Angst!“

Evan hörte Brendas Schluchzen aus dem Sarg.

„Wie bist du da reingekommen? Und warum wolltest du mich erwürgen!?“

Brenda weinte: „Ich weiß es nicht. Das Letzte, woran ich mich erinnern kann, ist, dass ich in diese verdammte Gruft gegangen bin, weil Stephen mich dazu überredet hat. Dann gingen irgendwann die Kerzen aus und ich habe wahnsinnige Angst bekommen.“ Sie machte eine Pause. „Plötzlich wurde es eiskalt. Und dann ist sie gekommen.“

„Wer?“

„Die Dunkle Mutter!“, antwortete Brenda schluchzend.

„Und ab da weiß ich nichts mehr. Gar nichts mehr!“

Die letzten Worte schrie sie förmlich heraus. „Bitte hilf mir, Evan! Ich will hier raus!“

Brendas Worte gingen Evan unter die Haut. War das die gleiche Brenda, die ihn eben noch hatte töten wollen? Welches tödliche Spiel sollte hier gespielt werden?

Egal was es auch war, Evan musste etwas unternehmen. Seine Beine konnte er bewegen, sie waren komischerweise nicht gefesselt. Evan stemmte seine Beine in die Erde und stieß sich mit aller Kraft ab. Er musste den Stuhl zerbrechen, dann würde er sich bestimmt von den Handfesseln befreien können.

Er kippte wie erwartet nach hinten und stieß an die Wand. Somit lag sein gesamtes Gewicht nur noch auf zwei Stuhlbeinen. Er stieß sich ein weiteres Mal ab und landete wieder auf der Sitzfläche. Dann ein weiteres Mal. Und ja. Evan hörte es knacken. Bald musste der Holzstuhl zusammenbrechen. Mit Schwung warf er sich gegen Stuhl, der endlich mit einem lauten Bersten zerbrach. Sofort merkte Evan, wie der Druck an seinen Handgelenken nachließ. Er befreite sich von seinen Fesseln, stand auf und rieb seine Handgelenke.

„Evan? Was ist passiert?“, rief Brenda.

„Nichts. Alles gut! Ich komme jetzt zu dir!“

Evan ging vorsichtig zum Sarkophag. Er schob die schwere Grabplatte unter großer Anstrengung so weit zur Seite, dass er in den Sarkophag hineinsehen konnte. Schwach konnte er Brenda darin erkennen. Sie trug noch immer das blutdurchtränkte Krankenhaushemd.

Evan griff hinein und half Brenda in eine sitzende Position. Sie umarmte ihn und vergrub weinend ihren Kopf an seiner Schulter.

„Komm! Lass uns hier endlich verschwinden!“

Evan half Brenda vollständig aus ihrem steinernen Gefängnis und hielt sie fest, als sie einknickte.

Brenda deutete in die Dunkelheit. „Dort ist die Tür. Durch die kommen wir in den Vorraum der Gruft. Dann geht es die Treppe hoch.“

„Also los. Gehen wir.“

Evan hakte Brenda unter und langsam bewegten sie sich mit ausgestreckten Armen durch die Dunkelheit.

Brenda erschrak und zuckte zusammen, als sie mit ihrer Hand die Tür berührte. Evan übernahm die Führung und suchte den Türgriff. Er fand ihn, zog daran und quietschend öffnete sich der Ausgang zum Vorraum, der mittels Kerzen spärlich erleuchtet war.

Brendas Schrei ging Evan durch Mark und Bein.

In einer Ecke lag Stephen mit zertrümmertem Schädel. Eine Blutlache hatte sich um ihn herum gebildet. Er war

tot. Brenda schlug die Hände über ihrem Mund zusammen und schluchzte. Evan nahm sie in den Arm und hielt sie fest. Sie bebte am ganzen Körper.

„Bitte hilf mir, Evan. Bitte hilf mir. Ich habe solche Angst!“

„Ja, Brenda. Ich bin ja hier. Ich helfe dir.“

Sie schaute ihn hilflos an. „Wirklich? Wirst du mir helfen? Aus freien Stücken?“ Verwirrt blinzelte Evan und sah seiner Freundin in die Augen.

„Ja, natürlich helfe ich dir.“

Brenda brachte ihren Kopf ganz nah an sein Ohr und flüsterte: „Danke.“

Evan spürte einen wahnsinnigen Schmerz und als er an sich hinuntersah, bemerkte er Brendas Hand, die ein Messer in der Hand hielt, welches sie ihm tief in den Bauch gerammt hatte.

„Danke, Evan! Danke. Du warst der Letzte! Dich habe ich noch gebraucht, um sie empfangen zu können!“

*

Langsam zog Brenda das Messer aus dem Bauch des Jungen, nur um gleich wieder an anderer Stelle zuzustoßen. Evan stöhnte auf und sackte zu Boden. Fragend blickte er Brenda an.

„Ich brauche Opfer. Freiwillige Opfer! Was seid ihr Menschen nur für Narren!“ Das Mädchen lachte laut-
hals auf. „Sieh mich an, während du auf dem Boden meiner Gruft dein armseliges Leben aushauchst.“

Evan sah hoch und bemerkte eine immer stärker werdende Wölbung ihres Bauches. „Ja. Du siehst richtig. Durch dein Opfer wächst sie in mir heran. Ich werde mit ihr niederkommen.“ Brenda jubelte auf. „Und dann wird sie hier auf Erden wieder ihre Schreckensherrschaft errichten. Niemand wird sie stoppen können!“

Brendas Bauch wuchs mit erstaunlicher Geschwindigkeit immer weiter an.

„Sie wächst!“ Brenda schrie es förmlich heraus. „Gleich ist es so weit!“

Evan krümmte sich vor Schmerzen. Er spürte, wie das Leben unaufhaltsam aus ihm rann. Seine Hände waren getränkt von Blut. Brenda schrie und fiel rücklings auf den Boden. Evan konnte kaum noch etwas erkennen. Schmerzen spürte er keine mehr. Seine Augenlider flatterten. Er wusste, gleich würde er die gnädige Umarmung des Todes spüren.

Das Schreien eines Babys war das Letzte, was er in seinem Leben hörte.

Die Dunkle Mutter war geboren.

*

Es war ein Bild des Schreckens. Flackernde Lichter von Streifen- und Einsatzwagen der Polizei, Notarzt und Feuerwehr drehten sich stumm und ließen das Szenario noch unwirklicher erscheinen, als es schon war.

Überall waren Blutspritzer auf den Windschutzscheiben der Autos. Ebenso auf den Türen und Seitenteilen der Fahrzeuge. Wohin man auch blickte, lagen grausam zugerichtete Leichen. Tote Menschen in Uniformen. Die meisten hatten am ganzen Körper offene Wunden. Manche sogar abgerissene Gliedmaßen, während andere einfach tot auf dem blutgetränkten Asphalt lagen. Einigen fehlte der Kopf. Die Schädel waren sprichwörtlich in tausend Stücke geplatzt.

Einen krassen Gegensatz dazu bildete die ganz in Schwarz gekleidete Frau, die inmitten des Chaos bewegungslos auf dem Boden saß. Sie blickte mit hassverzerrtem und zugleich verächtlichem Gesicht auf die Hölle, die sie entfacht hatte.

*

Eine Stunde zuvor

„Henry! Hörst du das denn nicht? Henry?“

Agatha rief ihrem Mann hinterher, der sich bereits einige Schritte von ihr entfernt hatte. Er hatte gar nicht mitbekommen, dass seine Frau stehengeblieben war, um zu lauschen.

„Das Einzige, was ich höre, ist dein Gemecker“, murmelte er halblaut.

„Das ist eindeutig ein Baby, das da so schreit! Hör doch“, flüsterte die alte Frau mit dem silberweißen Haar.

„Darling! Warum sollte hier auch kein Baby schreien? Wir sind doch nicht am Ende der Welt, sondern auf einem öffentlichen Wanderweg“, seufzte ihr Mann.

Agatha und Henry lebten schon seit Jahrzehnten in Belfast, aber in diesem Jahr hatten sie sich dazu entschieden, ihren Sommerurlaub in Hertfordshire zu verbringen. Henry war in Potters Bar geboren und hatte sich gewünscht, zu seinem Geburtstag die alte Heimat zu besuchen. „Wanderweg hin oder her, das Babygeschrei kommt eindeutig von dort drüben. So hör doch!“

Energisch verzog Agatha das Gesicht, so wie sie es immer tat, wenn Henry ihren Aufforderungen nicht Folge leisten wollte. Zusätzlich deutete sie mit ihrem Zeigefinger hektisch in Richtung einer Gruppe alter

Eichen, hinter denen, soweit Henry noch aus Kindertagen wusste, die alte Gruft liegen sollte. Er neigte den Kopf zur Seite und versuchte, sich voll und ganz auf sein Gehör zu konzentrieren.

Da war nichts. Nur der Wind in den Bäumen.

Zugegeben, dachte Henry, morgen werde ich 74 und meine Ohren haben schon vor Jahren ihren Geist aufgegeben. Im Gegensatz zu Agatha bin ich schon lange nicht mehr topfit. Sonst müsste ich ja diesen dämlichen Notrufdrücker nicht überall mit mir rumschleppen.

Gerade als er Agatha sagen wollte, dass er nichts außer das Rauschen des Windes hörte, war da tatsächlich etwas. Es kam eindeutig aus der Richtung, in die Agatha noch immer aufgeregt deutete. „Ja, du hast Recht. Wo kann das herkommen?“

„Das kommt mit Sicherheit aus dieser alten Gruft, von der du erzählt hast, Henry. Los, lass uns nachsehen!“

„Aber warum sollte in der Gruft ein Baby schreien?“

„Vielleicht hat es die Mutter hier ausgesetzt. Du kennst doch solche Geschichten. Los, Henry! Wir müssen etwas tun.“

„Ja, Liebes. Lass uns nachsehen.“

Henry verließ den Weg und bog ein paar im Weg stehende Äste zur Seite. Jetzt war das Geschrei deutlicher zu vernehmen.

„Hörst du das, Agatha? Das klingt irgendwie unheimlich.“

„Was meinst du?“

„Es klingt gar nicht ängstlich. Sondern zornig.“

*

Das alte Ehepaar ging unsicher durch das von vertrockneten Büschen und Unterholz durchzogene Eichenwäldchen, bis es an eine kleine Lichtung kam. Die alte Gruft war gänzlich von Moos überzogen und kaum mehr als solche zu erkennen. Schritt für Schritt näherten sie sich der verfallenen Grabstätte.

Agatha flüsterte: „Ich kann das Baby nicht mehr hören! Hoffentlich ist ihm nichts passiert!“

Vorsichtig umfasste Henry die Gittertüren, die ins Innere führten. Er hätte erwartet, dass sie sich nur schwer öffnen ließen, aber die Flügel schwangen ohne das leiseste Quietschen wie von selbst auf. Nacheinander betraten die beiden den Vorraum. Agatha fasste nach der Hand ihres Mannes, was sie schon seit Jahrzehnten nicht mehr getan hatte.

„Kannst du etwas erkennen, Henry?“

„Hier ist Blut!“, rief er fast unhörbar.

Dann fiel sein Blick auf den toten Körper eines jungen Mannes. Jemand hatte ihm den Schädel eingeschlagen. Es konnte noch nicht lange her sein.

„Agatha! Wir müssen hier raus! Sofort!“

In diesem Moment hatte auch Agatha den Toten entdeckt und schlug vor Bestürzung die Hände vor den Mund. Plötzlich war da wieder das Schreien eines Kindes.

„Henry, wir können nicht einfach weg! Denk an das Kind!“

„Ja, ja ...“, stammelte Henry. „Da hast du wohl Recht. Aber ich möchte, dass du mit deinem Handy sofort die Polizei rufst. Ich werde das Kind suchen.“

Agatha nickte und zog das Smartphone aus ihrer Jacke. Henry gab seiner Frau einen Kuss, legte die Hand auf die altmodische Klinke der Holztür und drückte sie vorsichtig nach unten. Auch diese Tür gab kein Geräusch von sich und ließ sich problemlos öffnen. Henry fiel sofort der Lichtschein auf, der von mehreren Fackeln abgegeben wurde. Inmitten der Gruft erkannte er eine sitzende Frau, die ein Baby in ihren Armen wiegte.

Das Kind weinte.

Dann wurde sein Schreien fordernder.

Als die Frau Henry sah, zog sie das T-Shirt über ihre schweren, vollen Brüste und presste den Säugling an sich. Sofort schnappte das Baby nach den aufgerichteten Brustwarzen. Henry starrte bewegungslos auf das groteske Schauspiel, unfähig zu reagieren. Ein schriller Schrei ließ ihn zusammenzucken.

Das Baby hatte zugebissen. Blut spritzte. Die Frau schrie wie am Spieß, doch dem Baby schien das zu gefallen. Es krallte sich in die Brüste und fraß sich in sie hinein. Die Frau hörte nicht auf zu schreien. Henry war stocksteif vor Entsetzen. Er spürte ein furchtbares Stechen in seiner Brust. Das Baby fraß. Je mehr Mutterfleisch es in seinen gierigen Rachen stopfte, desto größer wurde es. Es wuchs mit jedem Bissen. In einem Augenblick wurde das Kind ein kleines Mädchen, dann ein Teenager.

Am Ende der widernatürlichen Verwandlung kniete eine junge Frau mit schwarzen Haaren nackt neben dem zerfetzten Leib seiner vermeintlichen Mutter. In leuchtendem Blau erschienen an den Wänden der Gruft auf einmal längliche Striche, die begannen, sich zu bewegen, über die Wand glitten und schließlich ein Pentagramm formten.

Das Pentagramm brannte in einem lautlosen Feuer. In den oberen Zacken des Fünfecks öffneten sich zwei Augen. Henry hatte noch nie eine solche Kälte gespürt. Noch immer gelähmt vernahm Henry eine dunkle Stimme, die von überall zu kommen schien.

„Dunkle Mutter! Knie nieder und empfangе deine schwarze Weihe.“

Wortlos ließ die Frau von den Überresten der Leiche ab und kniete vor dem blau brennenden Pentagramm nieder. Sie stemmte die Arme auf ihre Oberschenkel und senkte langsam den Kopf, bis ihre Stirn den Boden berührte.

„Mater Andhera! *In nomine satanas ego te devote!* Ich weihe dich in meinem Namen! Bringe mein Licht in die Welt der Menschen und stürze sie in die ewige Dunkelheit. Bringe Chaos, Tod und Verderben über sie. Säe Zweifel in ihren Glauben. Töte, Dunkle Mutter! Töte! Ich gebe dir Kraft und ich gebe dir die Macht!“

Aus den eisblauen Augen fuhren strahlende Blitze in den nackten Körper der Dunklen Mutter. Sie wurde gewaltsam durchgeschüttelt und schleuderte ihren Kopf ekstatisch hin und her. Kein Laut drang aus dem Mund der Frau. Dann verschwanden die Blitze unvermittelt.

„Dunkle Mutter! Mater Andhera! Erhebe dich!“

Henry traute seinen Augen nicht. Vor ihm stand eine Frau, die völlig in Schwarz gekleidet war und ihm den Rücken zuwandte. Er sah, wie das Blau des Pentagramms langsam verblasste.

„Hallo, Henry“, flüsterte die Dunkle Mutter mit einem verführerischen Lächeln. „Ich danke dir, dass du meiner Taufe beigewohnt hast. Du kannst dich glücklich schätzen, denn dir und deiner Frau gebührt die Ehre, meine ersten Opfer im Namen des Teufels zu werden.“

Auf dieses Stichwort stolperte Agatha in die Gruft, besessen und getrieben von unheimlichen Mächten. Henry starrte in das angstverzerrte Gesicht seiner Frau. Tränen liefen ihr über das Gesicht und sie schüttelte den Kopf, als wolle sie ihm etwas sagen. Da begriff er. Mit schier übermenschlicher Kraft presste er seinen Daumen auf den Signalknopf des Notfallsenders, der an seiner Brust hing. Mit einem spöttischen Lächeln hob die Dunkle Mutter beide Arme und auf einmal verzog sich ihr Gesicht zu einer hasserfüllten Fratze.

Aus den Händen schossen Blitze und schlugen in die Körper der alten Leute. Henry und Agatha wurden mit einem Ruck in die Luft gehoben und schienen dort zu verharren.

„Vereint in der Liebe! Vereint im Tod!“, bemerkte die Frau spöttisch und klatschte in die Hände.

Mit einem hässlichen Krachen und Reißen schlugen die beiden Körper gegeneinander. Dann wurden sie in den Vorraum geschleudert und stürzten dort deformiert zu Boden. Henry und Agatha waren tot.

Mit einem diabolischen Lächeln schritt die Dunkle

Mutter an den Leichen vorbei zum Ausgang der Gruft. Sie würde in die Welt der Menschen zurückkehren.

Von weit her hörte sie die Sirenen der Rettungsdienste, die Henry mit seinem Signal zu Hilfe gerufen hatte. Sie freute sich. Es war an der Zeit, ihre neuen Kräfte auszuprobieren. Luzifer wollte, dass sie das Chaos brachte. Und nichts anderes würde sie tun. Inmitten des Chaos würde sie eine Spur des Todes legen und warten.

Warten auf den Geisterjäger. Warten auf John Sinclair.

*

Es war so schnell gegangen, dass mir kaum Zeit blieb, mich vorzubereiten. Abgesehen davon, dass man sich auf manche Begebenheiten gar nicht vorbereiten kann.

Es war nördlich von London zu einem Vorfall gekommen. Die Rettungsleitstelle in Potters Bar hatte den Notruf eines Patienten erhalten und sofort einen Wagen geschickt. Vor Ort wurden die Rettungskräfte von einer unbekannten Frau in Schwarz erwartet. Die Männer hatten keine Chance. Sie starben nacheinander.

Wir wussten das, weil einer der Sanitäter eine Bodycam getragen hatte. Die Rettungsleitstelle schlug umgehend Alarm und rief die Kavallerie in Form der Polizei und zusätzlichen Rettungswagen. Es war zu einem Massaker gekommen. Vier Polizisten und drei weitere Rettungskräfte waren vermutlich tot.

Ich saß in einem Hubschrauber der Royal Air Force und sah mir auf einem Tablet eine Reihe von Tatortvideos an, die eine Drohne übermittelt hatte, während ich mit meinem Chef, Superintendent Sir James Powell, per Funk verbunden war.

„Das ist der Stand der Dinge, John. Wir wissen nicht, woher die Frau gekommen ist, noch was sie will. Das Sondereinsatzkommando vor Ort hat den Befehl, sich nicht zu nähern und auf Sie, John, zu warten. Die Unbekannte hat ausdrücklich Ihren Namen erwähnt. Tun Sie alles in Ihrer Macht Stehende, um weiteres Blutvergießen zu verhindern. Haben Sie verstanden?“

„Ja, Sir, verstanden.“

Ich setzte den Kopfhörer ab und legte das Tablet sicher in eines der Seitenfächer. Mein Freund und Kollege Suko, den ich jetzt liebend gern an meiner Seite gewusst hätte, war just in dem Moment, als die Meldung über die Morde in Potters Bar reinkam, gar nicht im Yard-Gebäude gewesen, so dass ich nun ohne ihn im Hubschrauber saß. Ich würde sehen müssen, wie ich allein mit der Situation fertig wurde. Keine rosigen Aussichten.

Der Pilot der Royal Air Force war ein Könnner und setzte den Hubschrauber sanft auf der Landstraße

ab. Mit eingezogenem Kopf sprang ich hinaus und entfernte mich rasch, während der Pilot das stählerne Vehikel wieder in den Himmel zog. Ich richtete mich auf und schaute mich um. Es herrschte eine gespenstische Stille. Die flackernden Lichter der Einsatzwagen sorgten für eine surreale Umgebung. Ich schluckte hart, als ich die Toten erblickte, die verstreut und entsetzlich zugerichtet herumlagen.

Wer war zu so etwas fähig?

Da sah ich sie. Teilnahmslos saß sie inmitten der Zerstörung im Schneidersitz auf dem Boden und hielt den Kopf gesenkt. Soweit ich das beurteilen konnte, war sie komplett in einen schwarzen Habit gekleidet. Saß dort eine Nonne? War diese Frau für das Massaker an diesen unschuldigen Menschen verantwortlich?

Meine Beretta hatte ich bereits gezogen und hielt sie schussbereit in der Hand. Ich ging vorsichtig auf die Unbekannte zu, als mich plötzlich ein Wärmestoß durchzuckte. Mein Kreuz spürte das Böse.

In diesem Moment hob die Frau ihren Kopf und starrte mich aus zwei eiskalten Augen an, die keinerlei menschliche Regung erkennen ließen.

„Der Geisterjäger John Sinclair. Du bist es wirklich. Ich bin hochofret. Es hat dich nur dreizehn Leben gekostet, mich zu finden.“

Sie erhob sich in einer fließenden Bewegung und ließ die Ärmel in den weiten Ärmeln ihres Gewandes verschwinden. Nach dämonischen Zeremonien war mir im Moment keinesfalls zumute, also entgegnete ich: „Lassen wir die Floskeln. Du kennst mich. Aber ich kenne dich



nicht. Wer bist du?"

Sie lachte, während ihre Augen mich erbarmungslos fixierten. „Man nennt mich Mater Andhera. Ich bin die Dunkle Mutter!"

„Und was willst du?", zeigte ich mich unbeeindruckt. „Möchtest du mich in deine Krabbelgruppe holen?"

Ihre Reaktion überraschte mich. Der Kopf der Frau ruckte unnatürlich zurück und ich zuckte unwillkürlich zusammen. Das Gelächter der Dunklen Mutter hallte über die Straße. Ich schalt mich einen Narren, dass ich mich auf dieses Geplänkel eingelassen hatte, doch angesichts des Grauens vor meinen Augen hatte sich in mir ein Schalter umgelegt. Dieses Wesen war verantwortlich für den sinnlosen Massenmord an all diesen Menschen und jetzt verhöhnste sie die Opfer auch noch. Ich war außer mir vor Zorn. Mein Kreuz hatte mir ein sicheres Zeichen gegeben, dass ich es mit einer böswärtigen Kreatur zu tun hatte. Ich würde kein weiteres Wort mehr verlieren. Ansatzlos hob ich die Hand mit der Beretta und zog den Stecher durch. Einmal, zweimal, dreimal. Auf diese Distanz konnte ich sie einfach nicht verfehlen.

Aber nichts geschah. Keine Einschüsse. Es war, als hätte ich mit Platzpatronen geschossen. Einfach nichts. Die Mundwinkel der Dunklen Mutter zuckten zu einem wisenden Lächeln nach oben.

„Du bist zu berechenbar, John Sinclair. Wahrscheinlich zückst du jetzt gleich auch noch dein ach so wertvolles silbernes Kleinod und fuchtelst damit herum? Ich habe gehört, dass du sogar eine lateinische Formel kennst." Ich ließ die Beretta sinken und stand da wie ein begossener Pudel. Ihre Worte hatten es geschafft, mich zu verunsichern. War das einfach die Arroganz der Hölle oder wollte sie mich gezielt provozieren, *damit* ich mein Kreuz aktivierte?

Gerade in jüngerer Vergangenheit hatte ich erfahren müssen, dass ich mich nicht immer auf die Magie des Kreuzes verlassen konnte. Ich zögerte und die Entscheidung wurde mir abgenommen.

Die Dunkle Mutter grinste diabolisch, senkte ihren Kopf und kam Schritt für Schritt auf mich zu. Ich steckte die Beretta weg und streifte die Kette mit dem Kreuz über meinen Kopf. Sie war vielleicht noch drei Yards entfernt. Bevor ich auch nur das erste Wort der Formel rufen konnte, aktivierte sich mein Kreuz von selbst.

Es erstrahlte und ich badete in seinem reinen, warmen Licht. Aber irgendetwas stimmte nicht.

Die Dunkle Mutter war auch von seinem Licht erfasst worden und wie ich badete sie darin. Doch wie war das

möglich? Wie konnte eine derart böse Kreatur, vor der mich mein Kreuz kurz zuvor noch gewarnt hatte, jetzt mit seiner Magie koexistieren?

Warum ging die Dunkle Mutter nicht zugrunde wie so viele Dämonen vor ihr? Selbst Luzifer scheute die Kraft meines Kreuzes, welches Hesekiel vor 2500 Jahren in babylonischer Gefangenschaft geschaffen hatte.

„Wie ich schon sagte, Sinclair. Du bist zu berechenbar. Es war schön, dich kennengelernt zu haben, aber nun muss ich weiter. Ich habe leider keine Zeit, mit dir den Abend zu verbringen. Ich muss zugeben, dass du auf eine Frau wohl einen gewissen Reiz ausüben könntest. Aber dazu fehlen dir die langen Haare und ein wenig mehr englische Eleganz. Nichts für ungut."

Die Dunkle Mutter drehte sich um, ging ein paar Schritte und verschwand in einem sekundenschnellen Aufblitzen. Das Licht des Kreuzes erlosch.

Ich hatte auf ganzer Linie verloren.

*

Nach und nach trafen die Einsatzkräfte von Armee und Polizei ein und der Tatort verwandelte sich in einen Bienenschwarm. Ich fühlte mich desillusioniert und war zutiefst beunruhigt. Anscheinend war eine neue Gegnerin aufgetaucht, die ich nicht auf die herkömmliche Art würde besiegen können.

In diesem Moment klingelte meine Jacke beziehungsweise mein Telefon. Es war Suko.

Ich gab einen kurzen Bericht und fügte bitter hinzu: „Kannst du dich noch daran erinnern, dass wir einmal Vampire, Ghouls und was weiß ich gejagt und vernichtet haben? Mit einer Silberkugel, der Peitsche und dem Kreuz. Das waren noch Zeiten. Heute reicht das nicht mehr. Du musst auch noch ein Gedicht aufsagen und wehe, es reimt sich nicht."

Suko schwieg betreten, und ich war ihm dankbar, dass er meinen Sarkasmus ignorierte. In neutralem Ton erkundigte er sich, ob er vor Ort gebraucht würde. Ich verneinte, da keine unmittelbare Gefahr mehr bestand. In diesem Moment trat ein uniformierter Beamter vor mich.

„Oberinspektor Sinclair?", fragte er.

„Das bin ich."

„Sir, wir haben unweit von hier noch drei Leichen entdeckt. In einer Gruft."

Der Sergeant bemerkte, was er da gerade gesagt hatte und fügte unsicher hinzu: „Das ist entsetzlich. Sie sollten sich das mal ansehen."

Der Constable zeigte mir den Weg. Ich sah einige Kollegen, die das Areal um die Gruft weiträumig abgesperrt und bereits mit der Spurensicherung begonnen hatten. In meinen Augen war das überflüssig, aber das konnte ich den Kollegen im Moment schlecht erklären.

Ich betrat den Vorraum der Gruft und holte meine kleine Bleistiftleuchte aus der Tasche. Der dünne Lichtstrahl fiel auf die Körper zweier älterer Personen, die schrecklich zugerichtet auf dem Boden lagen. Sie hielten einander umschlungen, als wären sie mit großer Wucht gegeneinandergeprallt und hätten in ihren letzten Sekunden noch verzweifelt versucht, sich zu umarmen.

Im Hintergrund an der Wand lag der dritte Tote. Jemand hatte ihm den Schädel eingeschlagen. Er war fast noch ein Junge. Ich leuchtete im Kreis und erkannte eine weitere Tür, die ins Innere der Gruft zu führen schien. Vorsichtig ging ich darauf zu. Die Tür war nicht verschlossen. Ich öffnete sie behutsam und konnte trotz meiner Leuchte so gut wie nichts erkennen. Es war stockdunkel.

Ich glitt durch die Tür und versuchte, mich langsam vorzutasten, als die Tür mit einem gewaltigen Knall zugeschlagen wurde. Ich rüttelte an der Klinke, doch es half nichts. Die Tür war zu.

Ich wollte schon mein Kreuz hervorholen, als eine Fackel in ihrer Wandhalterung aufbrannte. Dann eine zweite und schließlich waren es ein halbes Dutzend, bis die Gruft in einen bedrohlichen Lichtschein getaucht war. Der massige Sarkophag stand offen. Daneben entdeckte ich die nächsten beiden Toten. Rechts von mir lag ein zweiter junger Mann, in dessen Bauch ein Messer steckte. Vor dem Sarkophag sah ich die Überreste eines weiblichen Körpers, blutüberströmt und zerfressen. Ich wandte den Blick ab. Es war ein übler Anblick.

Doch ich kam nicht dazu, mir Gedanken über das Schicksal der Toten zu machen. Im nächsten Moment flimmerte die Luft. In einem graugoldenen Nebel manifestierten sich drei Geister über dem offenen Grab.

Waren das die beiden Jungen und das Mädchen?

Ich tastete nach meinem Kreuz und schrak herum, als ich eine Stimme hörte. Sie schien aus dem Sarkophag zu kommen.

„Lass es sein, Sohn des Lichts! Deine Magie würde uns vernichten!“

Die Geister waren durchscheinend und leuchteten in einem schwachen Blau. Schwerelos erhoben sie sich und tanzten einen grotesken Reigen.

„Wir haben große Schuld auf uns geladen. Mit unserer Hilfe ist es der Dunklen Mutter gelungen zurückzukehren. Nur wegen uns ist sie jetzt hier. Wir bitten um Vergebung.“

Ich ließ die Hände sinken und verstaute meine Lampe. Dem Anschein nach stellten diese Geister für mich keine unmittelbare Gefahr dar. Ich musste mehr herausfinden.

„Wer seid ihr?“, fragte ich.

„Wir sind drei schuldige Seelen. Wir wurden verführt. Wir wurden missbraucht. Doch es ist noch nicht zu spät.“

„Was soll das heißen?“

„Du kannst das Böse noch stoppen.“

Ich bemerkte eine Veränderung in der Gruft. Die Wände begannen zu flimmern. Blaue Flammen schossen aus dem Stein und zogen wie von Geisterhand fünf Linien, die schließlich exakt ein Pentagramm bildeten.

„Er ist gekommen. Bitte hilf uns, Sohn des Lichts.“

In diesem Moment meldete sich mein Kreuz wieder. Das Silber brannte förmlich auf meiner Brust. Ich zog mir die Kette über den Kopf und nahm meinen Talisman in die rechte Hand.

Sofort zerstoben die Geister und zogen sich in die hintersten Ecken der Gruft zurück. Das Allsehende Auge leuchtete auf und entsandte pulsierende Lichtpyramiden. Die Stimmen der Geister gerieten durcheinander.

„Du kannst sie noch aufhalten. Du kannst sie vernichten. Sie sucht das Bild des Teufels.“

Urplötzlich brannte das Pentagramm in einem intensiven Blau. Die Geister schrien vor Schmerzen und wurden mit Gewalt in das Feuer gezogen.

In dem Moment, als der erste Geist das Pentagramm berührte, explodierte das Kreuz. An seinen vier Enden entlud sich die Magie der Erzengel und weiße Strahlen schlugen in die Mitte der blauen Flammen. Das Licht fraß sich förmlich in den Stein und zerstörte das Pentagramm von innen heraus. Zeitgleich spürte ich, wie der Boden unter meinen Füßen zu rumoren begann. Ich musste hier raus. Die Gruft drohte einzustürzen.

Mittlerweile hatte das Beben die gesamte Konstruktion erfasst. Ich rannte in Richtung Tür. Sie war nicht mehr verschlossen und sprang auf.

Aus vollem Lauf stieß ich mich ab und segelte aus dem Vorraum durch die Gittertür ins Freie. Mit Donnern und Getöse stürzte die Gruft hinter mir ein. Der Staub wurde meterhoch aufgewirbelt. Ich robbte fünf Yards durch das Gras und spürte das kühle Moos an meinem Gesicht.

Die umstehenden Polizisten waren konsterniert. Doch der Spuk war glücklicherweise schon wieder vorbei und niemand war verletzt worden.

Ich stand auf und klopfte mir den Schmutz aus der Kleidung. Wie ich es auch drehte und wendete, ich hatte eine bittere Niederlage einstecken müssen.

Es war mir nicht gelungen, meinen neuen Gegner zu bezwingen. Aber immerhin war ich gewarnt worden. Die Dunkle Mutter suchte das Bild des Teufels. Was auch immer damit gemeint war. Ich musste es herausfinden,

bevor sie weiteren Schaden anrichten würde. Die Geister zumindest glaubten daran, dass ich die Dunkle Mutter vernichten konnte.

Meine Fäuste waren schmerzhaft geballt, als ich mir im Stillen schwor, den Tod dieser Menschen zu rächen.

Ja, ich würde die Dunkle Mutter vernichten.

Koste es, was es wolle.

Die Zeremonie des Blutes

Schwester Beata schritt durch die Tür der kleinen Kapelle, in der eben die Abendandacht geendet hatte. Sie wollte so schnell wie möglich ihre Kammer aufsuchen und zur Ruhe kommen.

Die junge Frau war aufgewühlt. Selbst die Gebete und die gemeinsame Feier der Abendandacht hatten ihr Verlangen nicht stillen können. Schwester Beata wusste, dass es falsch war. Zumindest glaubte sie das.

Immer wieder hatte sie unkeusche Gedanken. Sie versuchte sich abzulenken, aber es gelang ihr einfach nicht. Ihr Körper schien ihr nicht mehr gehorchen zu wollen. Ständig wurde sie von wollüstigen Wellen der Erregung durchflutet.

Schwester Beata stieß die Tür zu ihrer Kammer auf und schloss sie leise wieder. Mit klopfendem Herzen blieb sie an die Tür gelehnt stehen. Sie schloss die Augen und versuchte ihren Herzschlag wieder unter Kontrolle zu bekommen.

„Das kann nicht sein“, dachte sie verzweifelt. „Ich darf mich nicht verleiten lassen.“

Sie wischte sich den Schweiß von der Stirn und öffnete ihre Augen. Die Dämmerung tauchte die Kammer der Nonne in ein tristes Grau. Sie trat ans Fenster und öffnete es. Der kalte Wind ließ sie frösteln und erleichtert stellte sie fest, dass ihre Erregung nachließ.

„Die Kälte der Nacht wird mich läutern.“

Sie zog die schwarze Ordenskleidung aus und legte sich splitternackt in das karge Bett. Die Decke zog sie bis unter die Achseln, faltete die Hände und betete inbrünstig, bevor sie schließlich ihrem harten Arbeitstag Tribut zollen musste und einschlief.

*

Schwester Beata erwachte ohne jegliches Zeitgefühl in völliger Dunkelheit. Sie spürte, wie eine Hand über ihre Brust glitt und sie sanft liebte.

„Fürchte dich nicht, Schwester. Ich spüre dein brennendes Verlangen. Dein Verlangen nach Berührung“, flüsterte ihr eine weibliche Stimme lasziv ins Ohr.

Schwester Beata spürte, wie die Hand unter die Decke glitt und ihre nackte Brust suchte, eine weiche und sanfte Hand. Eigentlich hätte sie erschrocken sein und sich gegen den Übergriff wehren müssen, aber die

unbekannte Stimme wirkte beruhigend, ja fast betäubend auf sie und die Berührung ihrer Brust sorgte zusätzlich für Wohlbefinden.

Ein sanftes Stöhnen entfuhr ihrem Mund, als sie plötzlich Lippen auf ihrer Haut spürte. Lippen, die sie sanft aber dennoch fordernd überall am Oberkörper liebte. Sie spürte eine Zunge, die über sie glitt und für einen wohligen Schauer nach dem anderen sorgte.

Sie registrierte eher beiläufig, wie eine Hand an ihrem Bauch entlangglitt. Immer näher an das pochende Zentrum der Lust. Erregt warf sie ihren Kopf hin und her. Als Schwester Beata schließlich zwischen ihren Beinen berührt wurde, spürte sie die Lippen der Unbekannten auf den ihren und erwiderte den drängenden Kuss.

Als sie von einem noch nie erlebten Höhepunkt übermannt wurde, riss sie vor Erregung ihre Augen auf und blickte in die leblosen Pupillen einer fremden Frau. Mit einem Mal verstärkte die Frau ihren Kuss und ließ eiskalten Atem in den Körper der jungen Frau strömen. Die Ordensschwester sank sofort in eine tiefe Bewusstlosigkeit.

*

Ruckartig setzte sich Schwester Beata in ihrem Bett auf und sog die kalte Luft in ihre Lungen, als wäre sie kurz vor dem Ertrinken gewesen. Sie schlug sich die rechte Hand vor die Brust und versuchte ihre Atmung zu regulieren. Nur langsam normalisierte sich ihr Herzschlag. „Und? Hast du den Ausflug in die Welt der Lust genossen, kleine Beata?“

Erschrocken drehte sich die junge Nonne in ihrem Bett herum. Im Dunkel der Kammer erkannte sie eine Frau, die in der Nähe des geöffneten Fensters stand. Sie trug ebenfalls ein Ordenskleid, auch wenn es sich von ihrem deutlich unterschied.

Ihrer Nacktheit plötzlich bewusst, versuchte sie beschämt ihre Blöße mit ihren Armen zu bedecken.

Die Frau am Fenster lachte auf. „Sei unbesorgt, Schwester. Mir brauchst du keine Rechenschaft über deine körperlichen Gelüste ablegen.“

Die Unbekannte trat näher an das Bett, auf dem Schwester Beata noch immer ängstlich saß.

Im fahlen Licht des Mondes konnte Schwester Beata

endlich das Gesicht der unbekanntenen Besucherin erkennen. Das Lächeln im Gesicht wollte nicht zu den toten Augen und den harten Gesichtszügen passen.

„Man nennt mich Mater Andhera, die Dunkle Mutter. Du wirst mir dienen, so wie sie mir alle dienen, die den Kuss der Dunkelheit empfangen haben. Jetzt erhebe dich und erfülle mein Geheiß! Wir werden uns später wiedersehen.“

„Wo werden wir uns wiedersehen, Mater?“, flüsterte Beata seltsam entrückt.

„Dein Geist wird rechtzeitig durch die Flamme Luzifers erleuchtet werden.“

Und ohne sich noch einmal zu der jungen Frau umzudrehen, verschwand die Dunkle Mutter durch die Tür. Schwester Beata stand auf, zog sich an und wie vom Blitzschlag getroffen wusste sie auf einmal, was zu tun war. Sie verzog ihr Gesicht zu einem eiskalten Lächeln.

*

„Mutter Oberin! Mutter Oberin! Ich erflehe Eure Hilfe! Bitte, Mutter Oberin!“ Schwester Beata klopfte heftig an die Tür, hinter welcher das Zimmer der Kloostervorsteherin lag. Es war größer und geräumiger als die kargen Kammern der übrigen Ordensschwwestern und hatte zudem ein eigenes Zimmer mit einer Bettstatt. Die Tür wurde geöffnet und trotz der späten Stunde trug die Mutter Oberin ihr Ordenskleid.

„Meine Güte, Schwester Beata. Ihr seid ja völlig von Sinnen. Was ist denn passiert? Kommt bitte herein.“

Die Mutter Oberin gab die Tür frei und Schwester Beata betrat das Zimmer. Ein großer alter Holzschreibtisch, auf dem Bücher und Folianten lagen, dominierte den Raum. An den Wänden hingen zahlreiche alte Ikonen. Die Mutter Oberin geleitete Schwester Beata an einen kleinen Tisch und rückte ihr einen hohen Holzstuhl zurecht.

Sie selbst nahm hinter ihrem Schreibtisch Platz, setzte eine Brille auf, faltete die Hände und sprach: „Was bedrückt Euch, mein Kind? Wie kann ich Euch helfen?“

Es platzte förmlich aus Schwester Beata heraus: „Ich habe es getan. Ich habe mich hingegeben!“ Sie schlug die Hände vors Gesicht. „Ich habe mich selbst berührt. Ich habe der Fleischeslust gefrönt. Ich bitte um Vergebung und um Buße.“

Scharf sog die Mutter Oberin die Luft ein. „Mein Kind“, begann sie in ernstem Ton, „auch wenn wir hier im Orden in Keuschheit leben, bedeutet das nicht ...“

Die Mutter Oberin wurde jäh durch den Wutausbruch

ihrer Ordensschwester unterbrochen. Schwester Beata sprang auf und schrie: „Ihr versteht es nicht! Ich habe mich berührt. Ich habe meine Brüste gestreichelt, meine Scham und es war fantastisch! Es war göttlich!“ Das letzte Wort spie sie förmlich aus und die Mutter Oberin zuckte zurück.

Sie wusste, dass Schwester Beata ein Problemfall war, aber so hatte sie die junge Frau noch nie erlebt. Ihr war klar, dass sie sofort handeln musste.

„Kommt mit!“, rief sie. „Wir gehen in die Kapelle und wollen beten!“

Die Mutter Oberin stand auf, umrundete den Tisch und zog Schwester Beata hinter sich her in Richtung der kleinen Kapelle.

*

„Warum brennt das Licht noch?“

Die Oberin stürmte auf die offenen Flügeltüren zu, die die kleine Kapelle im Erdgeschoss vom übrigen Gebäude trennten. Sie trat ein und prallte zurück, als wäre sie vor eine Wand gelaufen. Sie sah, dass vor dem Altar eine Frau kniete. Sie hatte die Hände zu Fäusten geballt und auf die Erde gestemmt. Ihr Kopf war demütig gebeugt. Links und rechts neben dem Altar waren in großen Leuchtern Fackeln entzündet.

Noch ehe die Mutter Oberin etwas sagen konnte, hob die Unbekannte den Kopf, breitete ihre Arme aus und richtete ihren Blick auf das große Holzkruzifix.

„*Ora pro nobis Lucifer!*“

Der Ruf dröhnte schmerzhaft in den Ohren der Oberin und fassungslos blickte sie auf die Szenerie. Mit Entsetzen stellte sie fest, dass Blut aus den Augen des gekreuzigten Heilands tropfte. Das Kreuz begann zu knirschen und dann zerbarst es in tausende kleine Teile, die durch die Kapelle flogen.

Die schwarze Gestalt erhob sich und drehte sich um. Ihr eiskaltes Gesicht ließ die Frau erschauern.

„Willkommen, alte Frau! Willkommen in meiner Kapelle!“

Die Dunkle Mutter breitete die Arme aus, ihre Handflächen nach oben gerichtet. Aus dem Nichts erschien in jeder Hand eine Flamme aus schwarzem Feuer.

Die Dunkle Mutter schwenkte ihre Arme hin und her, während die schwarzen Flammen lautlos auf den Handflächen loderten. Sie lächelte.

Dann verzogen sich ihre Lippen zu einem diabolischen Grinsen. Mit einem irren Schrei streckte sie die Arme

nach vorne und schleuderte die Flammen der Oberin entgegen.

Die Frau schlug instinktiv ihre Arme vors Gesicht. Die Dunkle Mutter aber lachte nur höhnisch auf und sah neugierig zu, wie sich die Feuerzungen in das Ordenskleid fraßen.

Im Nu stand die ganze Frau in Flammen. Verzweifelt versuchte sie das Feuer mit den Händen zu ersticken. Sie schrie vor Angst und Schmerz. Schwester Beata klatschte vor Freude in die Hände, als sie den Todeskampf ihrer ehemaligen Mentorin mit ansah.

Schließlich sackte der verbrannte Körper der Frau in sich zusammen und fiel auf den Boden. Die dunklen Flammen waren versiegt.

Die Dunkle Mutter sah Schwester Beata tief in die Augen. „Entsorge das bei Zeiten. Und jetzt führe mich endlich zu der Frau, die bald niederkommen wird. Unser Vater verlangt nach ihrer Seele.“

Die beiden Frauen verließen die Kapelle. Dort, wo einmal das Kruzifix gehangen hatte, schimmerte nun ein Pentagramm in eiskaltem Blau.

„Hier ist es, hochwürdige Mater Andhera. Hinter dieser Tür liegt die Frau. Sie erwartet Zwillinge. Möglicherweise schon in den nächsten Tagen.“

„Ausgezeichnet.“ Die Dunkle Mutter rieb sich die Hände. „Das ist wirklich und wahrhaftig ausgezeichnet. Wir dürfen keine Zeit verlieren.“

Beata öffnete die Tür. Der Raum ähnelte einem Vier-Bett-Krankenhauszimmer, aber nur eines der Betten war belegt. Die Frau schlief tief und fest. Die Dunkle Mutter trat an das Bett und beugte sich über die Schlafende, drehte ihren Kopf zärtlich in Position und gab ihr einen tiefen Kuss. Eifersüchtig beobachtete Schwester Beata das groteske Schauspiel.

„Bereite alles für die Niederkunft vor. Es wird gleich losgehen. Dann bringe alle deine Schwestern in die Kapelle. Ich will jeder einzelnen den Kuss der Dunkelheit geben.“ Sie lachte obszön. „Bald wird ein neues Zeitalter anbrechen. Das Zeitalter der Dunklen Mutter!“

*

Eiskalt lief es der Frau über den Rücken, als sie die Worte vernahm. Sie musste etwas unternehmen. Aber sie hatte keine Ahnung was. Schwester Gloria hatte an diesem Tag die Nachtwache und war zufällig auf die Stimmen in der Kapelle aufmerksam geworden und ihnen vorsichtig gefolgt. Sollte sie die Polizei verständigen?

Aber was würde sie ihnen sagen? Dass die Mutter Oberin

bei lebendigem Leib verbrannt war und eine Frau, die sich die Dunkle Mutter nannte, eine schwangere Frau küsste? Sie würde sich zum Gespött der Leute machen. Da fiel ihr etwas ein. Sie hatte letztes Jahr in Rom einen Mann des Vatikans kennengelernt, der aufgeschlossen und nicht so weltfremd war, wie die Offiziellen ihres Ordens. Wie hieß er noch? Ja, Father Ignatius. Sie hatten sich damals lange über Exorzismus unterhalten. Ihn würde sie anrufen und berichten, was hier vor sich ging. Er würde wissen, was zu tun ist.

Leise schlich sie sich davon. Sie musste dorthin, wo das einzige Telefon der Gemeinschaft stand. In den Gemächern der Mutter Oberin.

*

Schwester Gloria zog gerade noch die Tür hinter sich ins Schloss und wollte sich zurück zur Kammer der Nachtwache begeben, als sie eine Stimme vernahm:

„Schwester Gloria! Da bist du ja!“

Freudig schwebte Schwester Beata auf sie zu und breitete die Arme aus. „Ich habe dich schon gesucht!“

„Warum solltest du mich um diese Zeit suchen?“

„Weil auch du die Weihe bekommen wirst. Die Weihe unserer neuen Mutter Oberin. Du wirst sehen, es wird wundervoll. Viel besser, als es je war. Die Dunkle Mutter ist jetzt mit uns. Sie liebt uns.“

„Da irrst du dich, Schwester Beata, oder wer du auch immer jetzt bist. Ich habe euch vorhin belauscht. Ihr seid des Teufels. Ihr seid besessen. Ihr folgt einem Dämon. Das werde ich niemals tun. Im Namen des Herren, weiche von mir, Hexe!“

Schwester Beata kicherte. „Niemand kann sich der Dunklen Mutter entziehen. Auch du nicht.“

Mit hassverzerrtem Gesicht stürzte sie sich auf Schwester Gloria. Diese wich geschickt aus und stellte Beata ein Bein, so dass die Frau der Länge nach auf den harten Boden knallte.

„Ich werde mich weder dir noch deiner verlogenen dämonischen Metze hingeben.“

„Das ist sehr bedauerlich, Gloria Darling!“

Erschrocken fuhr Gloria herum und sah in das kalte Gesicht der Frau, die sich Mater Andhera nannte. Ein grausiger Schauer griff nach ihrem Herz, als sie in die toten Augen blickte.

„Dein Zögern und deine Angst sind verständlich. Deswegen werde ich dir noch eine Chance geben. Gib dich mir hin und ich zeige dir das Paradies.“

„Niemals“, flüsterte Schwester Gloria. „Niemals werde

ich Euch dienen. Fahr in die Verdammnis, Höllenbrut!“ Die letzten Worte hatte Schwester Gloria geschrien. Seufzend schloss die Dunkle Mutter ihre Augen. „Da war ich doch schon, mein Kind. Es ist wirklich bedauerlich, dass du so dickköpfig bist.“ Die Dunkle Mutter machte eine Pause. „Andererseits bist du alles andere als gutes Zuchtmaterial. Von daher durchaus verzichtbar.“ Urplötzlich umtanzten schwarze Flammen die rechte Hand der unheimlichen Frau. Mit vor Schreck weit aufgerissenen Augen starrte Schwester Gloria in die lodernde Schwärze.

„Das Gute wird über das Böse triumphieren“, flüsterte sie noch.

„Nicht in deinem Leben!“

Und das Letzte, was Schwester Gloria in diesem Leben sah, war eine Säule aus schwarzem Feuer, die auf sie zuraste. Ein irrsinniger Schmerz durchzuckte ihren Kopf. Dann nichts mehr.

Die Dunkle Mutter wandte sich emotionslos an Beata: „Lass uns gehen! Die Wehen werden bereits eingesetzt haben. Wir wollen die Kinder Luzifers freudig empfangen.“

Schaurig hallte ein widernatürliches Lachen durch die Gänge des ehemaligen Konvents.

*

Eine halbe Stunde später betrachtete die Dunkle Mutter zufrieden ihr Werk. Eine Frau in einem blutverschmierten Nachthemd saß auf dem Boden der Kapelle und hielt Zwillinge in ihren Armen. Fünf Ordensschwestern standen in einem Halbkreis um sie und starrten ihr lüstern und verlangend entgegen. Ihre neuen Untergebenen wollten wieder die Liebkosungen erfahren, die ihnen der Kuss der Dunklen Mutter verheißen hatte. Das musste warten. Es gab noch viel zu tun, bevor die neuen Kriegerinnen der Hölle bereit waren.

*

Der Anruf von Father Ignatius erreichte mich während der Mittagspause. Suko und ich wollten gerade bei einem seiner zahlreichen Vettern einkehren, als meine Jacke anfang zu vibrieren. Ich verzog das Gesicht und verdrehte die Augen.

„Na toll“, sagte ich. „Noch nichts im Bauch und das Telefon klingelt. Kann das Teil nicht mal warten, bis ich was gegessen hab?“

Suko grinste und betrat einstweilen das

Schnellrestaurant. Ich griff in die Jackentasche und holte den Quälgeist hervor. Zu meiner Verwunderung wurde keine Nummer angezeigt und eigentlich hatte ich deswegen doppelt keine Lust ranzugehen. Ich schüttelte den Kopf und drückte schließlich auf das Display.

„Sinclair“, meldete ich mich unwirsch.

„Dem Herrn sei Dank, John. Endlich erreiche ich dich.“ Durch den Verkehrslärm hatte ich leider nicht verstehen können, wer am anderen Apparat war und so gab ich zurück: „Ja, mit einem Bein in der Mittagspause und auch ziemlich hungrig.“

Am Lachen erkannte ich Father Ignatius und musste ebenfalls lachen.

„Aber wenn der Vatikan ruft, müssen die Gaumenfreuden warten.“

„John, ich muss dich um einen Gefallen bitten“, wechselte Father Ignatius abrupt in einen ernsten Tonfall.

„Wir haben in der Nacht einen Anruf aus einer unserer Schwesterngemeinden in England bekommen. Ich habe die Nachricht leider erst heute Vormittag in meinem Büro auf dem Anrufbeantworter gefunden. Schwester Gloria, die Anruferin, berichtete, dass der kleine Orden übernommen worden sei. Die Kapelle sei entweiht worden und die Mutter Oberin ermordet. Sie sprach von einer Wahnsinnigen, die sich die Dunkle Mutter, Mater Andhera, nennt. Ich kann mit diesem Namen leider Gottes nichts anfangen.“

„Dafür ich leider umso mehr“, unterbrach ich ihn. „Ich bin dieser Kreatur schon einmal begegnet. Hattest du im August von dem Terroranschlag in der Nähe von London gehört?“

Für einen langen Moment blieb die Leitung still.

„Wir können keine Verbindung mehr zu den Schwestern herstellen“, brach Ignatius schließlich mein Schweigen.

„Ich hätte zwar einen Agenten in Wales, aber wie ich sehe, waren meine Befürchtungen nicht unbegründet. Der Konvent ist ein Fall für dich.“

„Da hast du wohl Recht, Ignatius. Wir werden uns umgehend darum kümmern.“

Ich ließ mir die Adresse der Ordensgemeinschaft geben und verabschiedete mich. „Ich werde für dich beten, mein Sohn. Pass bitte gut auf dich auf.“

Father Ignatius war eben ein richtiger Vater.

Wie auf Kommando kam in diesem Moment Suko aus dem Schnellimbiss und trug zwei große, lecker duftende Schachteln zu unserem Wagen. Grinsend hielt er mir meine Portion entgegen, dazu ein Päckchen Essstäbchen. Ich konnte zwar mittlerweile unfallfrei mit den Stäbchen

essen, aber eine Gabel wäre mir in diesem Fall lieber gewesen. Wir setzten uns zum Essen ins Auto.

Ich erklärte Suko, wer mich angerufen hatte, und brachte ihn auf den aktuellen Stand. So hungrig ich auch war, ich konnte mein Essen angesichts des bevorstehenden Einsatzes ganz und gar nicht mehr genießen. Es war Eile geboten und das gefiel mir nicht.

„Wie ist sie denn so?“, fragte Suko.

„Wen meinst du?“, fragte ich zurück.

„Na, die Dunkle Mutter. Bis jetzt wissen wir nicht viel von ihr. Nur, dass sie deinem Kreuz widerstehen kann. Silberkugeln wahrscheinlich auch. Ich frage mich, ob wir ihr mit der Dämonenpeitsche oder dem Bumerang beikommen können.“

„Ich weiß es nicht, Suko“, seufzte ich. „Wir wissen nur, dass sie das Bild des Teufels sucht und dass die Geister glaubten, dass ich sie vernichten kann.“

„Das schließt also nicht automatisch aus, dass wir sie nicht auch mit unseren Waffen vernichten können“, gab Suko zu bedenken.

„Die Geister wussten, dass die Magie des Kreuzes versagt hatte“, sagte ich eine Spur schärfer, als ich beabsichtigte.

„Ich befürchte, dass wir dieses Bild des Teufels benötigen. Aber wenn ich sie das nächste Mal treffe, werde ich auf jeden Fall fragen, ob sie mal kurz stillhalten kann, damit ich mit der magischen Kreide einen Bannkreis um sie ziehe und du im Anschluss einmal mit der Peitsche auf sie einschlägst und ich abschließend aus der Distanz den Bumerang werfe.“

„Ich nehme an, dass du dein Essen nicht magst.“

„Was hat denn das damit zu tun?“

„Weil du nicht du bist, wenn du hungrig bist.“

„Blödmann!“

Suko lachte und auch ich konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen. Wieder einmal wurde mir bewusst, wie wichtig es war, einen guten Freund zu haben.

*

Wir mussten nach Maidenhead, in eine kleine Stadt glücklicherweise nur 30 Meilen westlich von London. Father Ignatius hatte uns zwar die exakte Anschrift gegeben, aber wenn wir es nicht gewusst hätten, wären wir mit Sicherheit nie auf die Idee gekommen, dass sich hinter der Adresse eine kirchliche Einrichtung befinden würde.

Ein großes, dunkles zweiteiliges Holztor verwehrte den Zutritt zum Gelände. Wir fanden weder eine Klingel noch einen Türklopfer. In die Tür selbst war ein kleines

Schiebefenster eingearbeitet, welches sich aber nur von innen öffnen ließ. Ich umfasste den Türknauf und versuchte ihn zu drehen. Ohne Erfolg.

Ich rüttelte am Knauf, aber das Tor rührte sich nicht.

„Lass mich mal“, sagte Suko und holte seinen Dietrich hervor.

Schon nach wenigen Sekunden hatte er das Schloss geknackt und wir konnten das Tor öffnen.

Suko drückte den Torflügel wieder ins Schloss, bis er hörbar einrastete. Durch die hohe Mauer war von außen nicht erkennbar gewesen, dass auf dem Gelände ein einstöckiges, langgezogenes Gebäude stand.

Eine kleine Freitreppe führte zur Eingangstür des Ordenshauses. Suko zückte bereits sein Einbrecherbesteck, während ich die Beretta zog.

Ich traute der Stille und dem vermeintlichen Frieden keineswegs. Es klickte, als mein Partner die Tür aufschloss und sie einen kleinen Spalt breit öffnete. Mit der Pistole im Anschlag stieß ich sie auf und glitt hinein.

Angespannt durchschritten wir vorsichtig einen kleinen Eingangsbereich, ehe wir in einem breiten Flur ankamen. Rechts führte eine Treppe nach oben. Auf der linken Seite befand sich ein Gang, der am Ende nach rechts abknickte.

„Wollen wir uns aufteilen?“, fragte Suko und nickte mit seinem Kopf in Richtung des Ganges.

„Das wird wohl das Beste sein. Auch wenn ich ein ungutes Gefühl bei der Sache habe. Die Totenstille gefällt mir nicht. Ich glaube, wir sind nicht allein. Also pass bitte gut auf dich auf, Suko. Von der Dunklen Mutter möchte ich nicht in den Arm genommen werden.“

Suko grinste mich an, wurde aber gleich wieder ernst. Er nickte mir zu und wandte sich dem Gang zu, während ich langsam die Treppe nach oben ging.

*

Ich hielt die Beretta in beiden Händen und den Blick nach oben gerichtet. Den ersten Stock erreichte ich ohne Zwischenfälle. Seltsamerweise hatte meine Anspannung noch immer nicht nachgelassen.

Ich stoppte kurz und lauschte. Kein Geräusch.

Ich blickte in einen langen, düsteren Korridor, von dem links und rechts mehrere Türen abgingen. Hier mussten die Schlafgemächer der Schwestern sein.

Behutsam ging ich den Korridor entlang. Ich konnte erkennen, dass die meisten Türen offenstanden. Ich riskierte einen kurzen Blick in das erste Zimmer und sah einen eher funktional eingerichteten Raum. Erst jetzt fiel

mir der leicht muffige Geruch auf. Es roch, als ob hier tagelang niemand mehr gelüftet hätte. Vorsichtig ging ich weiter und spähte immer wieder kurz in die offenstehenden Zimmer. Das Bild war identisch.

Als ich das dritte Zimmer passiert hatte, änderte sich mit einem Mal der Geruch. Die abgestandene Luft verschwand und es roch nach Krankenhaus. Ich verzog das Gesicht. Ich mochte diesen Geruch nicht, zumal sich noch etwas Anderes dazu gemischt hatte. Irgendwie metallisch, wie Kupfer.

Der Korridor endete vor einer verschlossenen Doppeltür. Der Geruch verstärkte sich. Leise drehte ich den altertümlichen Knauf und öffnete.

Der Gestank schlug mir wie eine Wand entgegen. Eine Mischung aus Desinfektionsmitteln, getrocknetem Blut und totem Fleisch.

Der Raum war eingerichtet wie ein Krankenhauszimmer mit vier Betten, die allesamt voller Blut waren. Fette Fliegen summten bereits um die eingetrockneten Blutlachen.

Auf dem Boden zwischen den Liegen lagen dünne Schnüre, die bläulich-weiß schimmerten und den ekel-erregenden Verwesungsgeruch abzugeben schienen. Ich ging einen Schritt näher, um mir das genauer anzusehen.

Aus den Augenwinkeln nahm ich eine Bewegung wahr und wollte mich gerade umdrehen, als ich heftig eins über den Schädel gezogen bekam. Ich verlor meine Beretta, die sich wie zum Hohn fröhlich über die blutverkrusteten Fliesen aus meiner Reichweite drehte und in einer Blutpfütze liegen blieb. Ich selbst landete auf dem dreckigen Boden zwischen zwei Liegen.

Schmerzen durchzuckten meinen Schädel und ich konnte mich kaum bewegen. Mein Sichtfeld war eingeschränkt und verschwommen.

Mit schier übermenschlicher Anstrengung gelang es mir, mich auf den Rücken zu drehen. Wie durch einen Tränenschleier sah ich den Angreifer. Mit mörderischer Gelassenheit ging er links an mir vorbei und zog eine Schublade auf.

Mein Sichtfeld besserte sich schnell wieder, auch wenn ich weiterhin kaum in der Lage war, mich zu bewegen. So sehr hatte mich der Kopftreffer in Mitleidenschaft gezogen. Ich erkannte, dass mein Angreifer eine Frau war. Sie trug ein weißes Nachthemd. Es war auf Höhe ihres Schoßes blutgetränkt. Die Frau war noch sehr jung, mittelgroß, hatte langes, lockiges Haar, welches ihr in fettigen Strähnen wirr vom Kopf herabhing.

Sie erhob ihren rechten Arm. In der Hand blitzte ein scharfes Skalpell. Ich versuchte zur Seite auszuweichen,

glitt aber auf dem blutigen Bodenbelag immer wieder aus. Dazu war ich nach wie vor nicht in der Lage, mich vollends aufzurichten, geschweige denn mich irgendwie zu verteidigen.

„Ich grüße dich, John Sinclair!“, klang mir eine bekannte Stimme entgegen. „Erinnerst du dich an mich? Natürlich tust du das. Wie könntest du mich vergessen?“

Die Frau in dem Nachthemd hatte mit der Stimme der Dunklen Mutter gesprochen und kicherte höhnisch. Eiskalt fuhr es mir über den Rücken.

„Bei unserer ersten Begegnung habe ich dich verschont. Jetzt möchte ich dein Blut spritzen sehen.“

Die Frau ging in die Hocke und beugte sich über mich. Unfähig zur Gegenwehr blickte ich ihr trotzig entgegen. Ihr Arm war noch immer in die Luft gestreckt, das verdammte Skalpell ragte aus ihrer Faust. Sie schrie auf, als sie es nach unten stieß. Ein heller Blitz durchzuckte den Raum, traf meine Angreiferin und schleuderte sie gegen die Einrichtung. Ich sah noch, wie eine der Liegen umstürzte und mit Wucht auf mich fiel. Dann gingen bei mir endgültig die Lichter aus.

*

„John! Komm zu dir!“

Wie aus weiter Entfernung hörte ich die Stimme. Sie kam mir vertraut vor. Mein Kopf schmerzte höllisch. Ich konnte kaum die Augen öffnen. Nur ein schwaches Stöhnen kam über meine Lippen.

„Wach auf, John. Komm schon!“

Es war Sukos Stimme. Mit aller Macht kämpfte ich gegen die dumpfe Bewusstlosigkeit an und schaffte es tatsächlich, meine Augen zu öffnen.

Ich lag auf dem Boden des Krankenzimmers. Neben mir die Liege, die mich ausgeknockt hatte. Schwerfällig richtete ich mich auf. Mein Kopf schien in tausend Teile zerspringen zu wollen. Irgendwas huschte an mir vorbei und verschwand aus dem Zimmer. Ich konnte beim besten Willen nicht erkennen, wer oder was es war.

Allmählich löste sich der Schleier vor meinen Augen auf und ich sah mich um. Meine Angreiferin lag bewusstlos am Boden.

Ich rief nach Suko, doch aus meinem Mund kam nur ein trockenes Krächzen. Wie ein Anfänger hatte ich mich übertölpeln lassen. Womit zum Henker hatte diese Frau zugeschlagen, dass es mich derart aushebeln konnte?

Das Schwindelgefühl ließ nach und mein Bewusstsein klärte sich allmählich. Wo war Suko? Er hatte mich doch gerufen? Da hörte ich Schritte auf dem Korridor.

Schwankend stellte ich mich auf die Beine, aber mein Kreislauf hatte etwas anderes vor und ich stürzte wieder zu Boden.

Suko stieß die Tür auf, die Beretta schussbereit in der Hand. Er schaute zuerst auf mich und sah dann die bewusstlose Frau.

„Was ist denn hier passiert?“ Er packte meine ausgestreckte Hand und half mir auf die Beine. Dann zog er mir einen Stuhl heran, auf den ich mich kraftlos fallen ließ.

„Alter, ich weiß es nicht.“

Ich schilderte Suko mein Erlebnis und war froh, dass ich wieder einigermaßen auf dem Damm war. Mein Partner hörte mir zu und untersuchte gleichzeitig die reglose Frau. „Sie lebt. Aber wir müssen sofort einen Krankenwagen rufen. Sie hat anscheinend viel Blut verloren.“

Vorsichtig erhob ich mich von meinem Stuhl. Zum Glück blieb ein weiterer Schwindelanfall aus. Die Kopfschmerzen waren auch nicht mehr so stark. Ich hatte eben einen Dickschädel, auch wenn am Hinterkopf eine beachtliche Beule zurückbleiben würde.

Ich beugte mich zu der Frau und sah sie genauer an. Ein unangenehmer Geruch ging von ihr aus. Ihre letzte Dusche musste schon eine ganze Weile her sein, genauso wie ihre letzte Mahlzeit, denn sie wirkte ausgezehrt. Ihre Füße waren kohlrabenschwarz, ihre Beine ebenso mit Schmutz bedeckt wie ihre Arme. Das Krankenhaushemd war voller Flecken, von dem eingetrockneten Blut im Schritt ganz zu schweigen. Was hatte diese Frau nur durchmachen müssen?

Ich blickte mich um und entdeckte weiter hinten an der Wand das Skalpell, welches sie mir vorhin noch in den Leib stoßen wollte.

„Komm, Suko, wir legen sie auf eine der Liegen.“

In diesem Moment drang ein Stöhnen aus dem Mund der Frau. Flatternd öffneten sich ihre Augen.

„Wo bin ich?“, fragte sie leise und schaute sich verwirrt um. „Und wo sind meine Babys?“ Ihre Stimme wurde lauter. Sie kreischte: „Wo sind meine Babys?“

Suko und ich blickten uns fragend an. Dann fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Das hier war eine Art Kreißsaal. Die dünnen bläulich-weißen Fleischreste waren Nabelschnüre. Hier waren Kinder zur Welt gekommen.

„Wo sind meine Babys?“, schrie die Frau weiter und fing an, um sich zu schlagen. Suko hielt ihre Arme fest und versuchte beruhigend auf sie einzureden.

„Madame. Wir sind von der Polizei. Scotland Yard. Was

ist hier passiert?“

Ihre Gegenwehr erlahmte und sie fing an, hemmungslos zu weinen.

„Wo sind meine Babys?“

Es war herzerreißend.

„Ich bin sicher, Ihren Babys geht es gut“, versuchte mein Partner sein Bestes.

Tränen liefen über ihre Wangen und hinterließen helle Streifen in dem schmutzigen Gesicht. Suko wiegte sie im Arm und versuchte ihr ein Geborgenheitsgefühl zu geben.

„Ich bin Oberinspektor John Sinclair. Und das ist mein Freund und Kollege Inspektor Suko. Darf ich fragen, wie Sie heißen?“

„Denise“, kam es flüsternd über ihre Lippen. Ohne Aufforderung fuhr sie fort: „Denise Cardiff. Ich bin hier im Orden untergekommen, weil ich zuhause Probleme hatte. Die Schwestern erkannten meine Not und halfen mir sofort und ohne groß Fragen zu stellen.“ Erneut rannen Tränen über ihr Gesicht. „Ich war kurz vor der Geburt. Hier hatten sie alles dafür hergerichtet. Heute Nacht haben die Wehen eingesetzt, und dann kam diese Frau.“

Angsterfüllt krallte sie sich an Sukos Jacke fest.

„Ich dachte zuerst, es wäre die Mutter Oberin, aber sie war keine Ordensschwester. Sie war so böse.“

Denise machte eine Pause und wischte sich mit dem Ärmel des Nachthemds durch das Gesicht.

„Sie hat mich mit ihren kalten Augen hypnotisiert wie die Schlange das Kaninchen. Ich konnte eine ekelhafte Lust und Begierde in ihrem Blick sehen. Dann beugte sie sich zu mir herunter und wollte mich küssen. Ich habe versucht, mich zu wehren, aber sie war so stark. Dann kam sie über mich. Von da an weiß ich nichts mehr. Ich weiß nur, dass ich Zwillinge geboren habe. Wo sind meine Babys, Mr. Sinclair? Wo sind meine Babys?“

„Sie sind bei der Dunklen Mutter!“

Wir hatten alle drei die Stimme vernommen, die hinter uns erklungen war. Gleichzeitig drehten wir uns um. Ich griff nach meinem Kreuz. In der Tür stand ein Junge. Ein Junge, den ich schon seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Es war Elohim. Der Junge mit dem Jenseitsblick.*

*

Himmel, wie lange hatte ich diesen Jungen nicht mehr gesehen? Als wir uns das letzte Mal trafen, konnte er Blitze

* JOHN SINCLAIR Band 742: „Der Junge mit dem Jenseitsblick“

aus seinen Fingern schießen lassen, in der Luft schweben und mit seinem Blick töten. Damals hatte er seine Kräfte nicht kontrollieren können, was nicht verwunderte. Er war der Sohn von Raniel, dem Gerechten, und Lilith, der ersten Hure des Himmels. Es war bestimmt nicht einfach, die Kräfte seiner Eltern in sich ausgleichen zu müssen. Raniel hatte sich schließlich seiner angenommen. Ich konnte nicht sagen, inwieweit er heute in der Lage war, seine magischen Gaben zu beherrschen, und auf die Nase binden wollte Elohim mir das bestimmt auch nicht. Sprachlos starrte ich in das mädchenhafte Gesicht des Jungen, der schon lange ein junger Mann hätte sein müssen.

„Es ist noch nicht zu spät, John!“, sprach Elohim mit eindringlicher Stimme. „Noch können die Kinder gerettet werden. Die Zeremonie des Blutes hat noch nicht begonnen.“

„Was für eine Zeremonie?“, fragte ich. „Wovon sprichst du?“

„Diese Frau stand durch den Kuss der Dunkelheit im Bann der Dunklen Mutter. Und somit auch ihre Kinder, aber erst in der Blutzeremonie werden die Zwillinge ein Teil von ihr werden. Das musst du verhindern.“

„Wo kann ich die Dunkle Mutter finden?“

„Das weiß ich nicht.“ Elohim streckte seinen Finger aus und deutete auf Denise Cardiff. „Aber sie weiß es. Sie ist noch immer mit ihr verbunden. Die Verbindung ist schwach, aber sie kann euch zu ihr führen.“

„Ich will zu meinen Kindern!“, kam es heulend von Denise.

„Die Frau muss in ein Krankenhaus“, hielt ich dagegen. „In ihrem Zustand kann sie uns unmöglich irgendwo hinführen.“

„Noch können die Kinder gerettet werden“, wiederholte Elohim.

Suko schaltete sich ein.

„John, wenn wir tatsächlich noch eine Chance haben, die Kinder zu retten, müssen wir es versuchen. Abgesehen davon glaube ich kaum, dass wir es schaffen werden, Mrs. Cardiff einliefern zu lassen, solange sie nicht ihre Kinder in den Armen hält.“

Suko hatte ja Recht. Aber bei dem Gedanken daran, mit einer mental und körperlich angegriffenen jungen Frau in die Höhle des Löwen zu marschieren, bekam ich Magenkrämpfe.

„Okay“, sagte ich. „Aber nur unter einer Bedingung!“

Während aus einer der kleinen Nasszellen das Rauschen einer Dusche klang, saßen Suko und ich in der Klosterzelle, die Denise in den letzten Wochen bewohnt hatte.

Wir hatten sie zu einer heißen Dusche überreden können. Ich selbst hatte mich auch umgezogen, nachdem Suko mich freundlich darauf aufmerksam gemacht hatte, dass ich aussah wie Sau.

Eine Tasche mit sauberer Kleidung hatte ich ja meistens im Auto parat liegen. Auch meine Waffe hatte ich zumindest oberflächlich gereinigt.

Zwischenzeitlich war Elohim ohne ein Wort verschwunden und weder Suko noch ich wussten so recht, was wir von seinem Auftritt halten sollten.

„Was denkst du, Suko? Was will Elohim von uns? Hat er mich vorhin gerettet?“

Ich hatte Suko von dem Angriff auf mich erzählt.

„Welche Rolle spielt Raniel? Welche Lilith? Kommt da etwas Großes auf uns zu?“

„Ich würde die Kirche erst einmal im Dorf lassen“, mahnte mich Suko zu Gelassenheit. „Wir wissen nichts Konkretes. Elohim taucht nach Jahren einfach so auf und verschwindet im nächsten Moment wieder. Wir wissen nicht, was er mit der Dunklen Mutter zu tun hat.“

„Der Blitz, den ich gesehen habe, könnte tatsächlich aus seinen Händen stammen. Aber irgendetwas daran finde ich seltsam. Irgendwie passt es nicht.“

Ich verstummte und dachte nach. „Ich hätte schwören können, dass ich deine Stimme gehört habe. Wieso warst du eigentlich so schnell oben bei mir? Wolltest du dich nicht unten umsehen?“

„Das habe ich auch und bin auf eine Kapelle gestoßen. Im Inneren herrschte ein heilloses Durcheinander. Die christlichen Symbole waren allesamt zerstört. Selbst die Bibeln lagen in kleine Stücke zerfetzt überall herum. Leider fand ich dort auch die verbrannten Überreste mindestens eines Menschen. Gerade als ich die Leiche näher untersuchen wollte, hörte ich dich rufen.“

„Merkwürdig. Ich kann mich nicht erinnern, nach dir gerufen zu haben. Der Fall wird immer seltsamer.“

„Nicht, dass wir es noch mit einem Poltergeist zu tun bekommen.“

„Witzbold!“

Im Badezimmer wurde die Brause abgedreht und der Plastikvorhang beiseitegeschoben. Kurz darauf öffnete sich die Tür und Denise Cardiff stand verlegen in ein großes Badetuch gewickelt vor uns. Ich stand auf.

„Wir warten vor der Türe auf Sie, Denise.“

Sie hauchte uns ein leises „Danke“ hinterher, während

wir die Tür von außen schlossen.

„Warum hat die Dunkle Mutter eigentlich ihre Zelte hier so schnell wieder abgebrochen? Es wäre doch ein gutes Versteck gewesen?“

„Vielleicht war das ja der ursprüngliche Plan. Aber sie wird herausgekriegt haben, dass eine der Schwestern Father Ignatius informiert hat. Danach musste sie reagieren.“

„Und was ist mit Denise Cardiff? Warum hat man sie zurückgelassen?“

Bevor ich Suko eine Antwort geben konnte, ging die Tür auf und schüchtern trat Denise aus dem Zimmer.

Sie trug Bluejeans und ein schwarzes Kapuzenoberteil mit Reißverschluss. Ihr blondes, lockiges Haar hatte sie nach hinten gebunden. Sie schaute uns fragend an. Wie sie da im Türrahmen stand, kam sie mir vor wie ein kleines, schüchternes Mädchen, das sich nicht traut, nach einem Stück Schokolade zu fragen.

„Wie geht es Ihnen, Denise?“, fragte ich.

„Danke. Nach der Dusche besser.“ Sie senkte den Blick.

„Ich habe an meine Babys gedacht. Die ganze Zeit. Und dann ...“ Sie hob den Kopf wieder. Es schien ihr unendlich schwerzufallen, meinem Blick zu begegnen.

„Ich habe sie gesehen. Als wäre ich bei ihr. Ich kann sie in mir spüren. Sie bereitet etwas vor. Eine Zeremonie.“

Denise holte tief Luft. „Ich kenne das Haus. Es ist auch eine Art Konvent. Ich war noch nie dort, aber ich erkenne es ganz deutlich.“

„Wo befindet sich das Haus, Denise?“

„In Leatherhead. An einem kleinen Fluss im Norbury Park.“

„Dann lassen Sie uns keine Zeit verlieren.“

*

Die Fahrt nach Leatherhead dauerte eine knappe Stunde und verlief unspektakulär. Denise schaffte es sogar, ein wenig die Augen zu schließen.

Suko und ich überlegten, was für einen Schlachtplan wir uns zurechtlegen sollten, aber schon nach kurzer Zeit war klar, dass wir überhaupt nicht absehen konnten, was uns erwartete. Ich ärgerte mich, dass wir uns nach dem Anruf von Father Ignatius nicht noch einmal im Yard bewaffnet hatten. Jetzt war dafür keine Zeit mehr. So verging die Fahrt schweigend und als wir das Ortsschild passierten, meldete sich Denise vom Rücksitz.

„Es ist hier in der Nähe. Ich kann sie spüren.“ Sie tippte sich auf die Brust. „Hier drin kann ich sie spüren.“

Sie dirigierte Suko in ein Waldstück und vorbei an einer

großen Kirche. Die Straße wurde ein Feldweg.

„Dort drüben ist es. Da sind meine Babys.“

Suko hielt den Wagen an einer hohen Steinmauer an. Ich drehte mich auf dem Beifahrersitz um: „Denise. Jetzt kommt der Teil, in welchem der Held im Film sagt, dass Sie im Auto sitzen bleiben sollen. Sie und ich wissen, dass wir weder in einem Film sind, noch, dass ich Sie zwingen kann, im Auto sitzen zu bleiben. Ich möchte aber wirklich, dass Sie auf sich aufpassen und keine Alleingänge starten. Versprochen?“

Trotz der angespannten Situation huschte ein Lächeln über ihr Gesicht. „Versprochen!“

Wir standen vor einem großen zweiteiligen Holztor und fühlten uns wie in einem Déjà-Vu. Es war die gleiche Situation wie vor ein paar Stunden. Jetzt allerdings hatten wir Denise im Schlepptau und ich hoffte inständig, dass sie nicht durchdrehen würde. Wieder schloss Suko das Tor mit dem Dietrich auf und wir glitten nacheinander auf das Gelände.

„Was jetzt?“, flüsterte mein Partner.

„Wie gehabt. Wir verschaffen uns Zugang und teilen uns dann auf. Ich durchsuche mit Denise das Erdgeschoss und du gehst nach oben. Wenn hier tatsächlich ein Ritual abgehalten werden soll, werden wir es schnell merken.“ Wie auf Kommando hörten wir einen dumpfen Singsang, der anschwell und wieder abebbte. Wir hatten das Haus erreicht.

Suko nickte mir zu und verschwand nach oben. Denise umfasste meinen Arm und schaute mich angsterfüllt an.

„Bleiben Sie dicht bei mir. Wir werden Ihre Kinder retten, das verspreche ich Ihnen!“

Sie drückte meinen Arm noch fester. „Ich werde nicht ohne meine Babys gehen.“

„Das werden Sie nicht. Bleiben Sie nur ganz ruhig.“

Wir gingen vorsichtig den Gang entlang. Ich vorne, Denise hinter mir. Am Ende des Ganges erreichten wir eine große Flügeltür. Dahinter wurden die Stimmen lauter. Die Narbe auf meiner Wange brannte wie Feuer. Ich trat an die Tür und drückte vorsichtig die Klinke nach unten. Sie ließ sich lautlos öffnen.

Von innen hallte uns weiblicher Gesang entgegen. Er hatte Ähnlichkeit mit mittelalterlichen Chorälen, doch die widernatürliche Dissonanz der Melodie gepaart mit einer harten Intonation ließ keine Zweifel aufkommen, dass es sich um ein satanisches Loblied handelte.

Ich lugte vorsichtig hinein und erkannte einen kleinen Saal, der aussah wie eine Kapelle. Im Mittelpunkt stand mit dem Rücken zu uns die Dunkle Mutter. Jeweils zu ihrer Linken und Rechten standen zwei Frauen in

Ordenskleidung. Sie hielten sich an den Händen und sangen. Dabei schaukelten sie monoton von links nach rechts. Ein gutes Dutzend weiterer Frauen kniete vor ihnen, soweit ich erkennen konnte, alles Nonnen.

Ich glitt durch die Tür und ging hinter einer Säule in Deckung. Denise folgte mir gebückt.

Im ersten Stock befand sich eine Balustrade. Ich richtete meinen Blick wieder nach vorn und konnte im Zentrum des unheimlichen Zirkels eine übergroße Kupferschale ausmachen. Darin lagen zwei eingewickelte Bündel. Das mussten die Babys sein.

Du musst sofort eingreifen, schallte es durch meinen Kopf.

In diesem Moment drehte die Dunkle Mutter ruckartig ihren Kopf um 180 Grad in unsere Richtung und schlagartig verstummte der Gesang. Ihre leblosen Augen waren weit geöffnet und ein eisiger Hauch strömte mir entgegen.

„Hallo, John Sinclair! Willkommen, Denise. Ich freue mich sehr, euch hier begrüßen zu dürfen. Ihr werdet der Blutzeremonie als meine Ehrengäste beiwohnen.“

Jetzt folgte der Körper langsam dem Kopf und die Dunkle Mutter breitete ihre Arme aus, als wolle sie ihre verlorene Tochter in die Arme schließen.

„Nanu? Bist du etwa verwundert, Sohn des Lichts? Hast du geglaubt, ich hätte nicht gespürt, was mit der Frau passiert ist? Ich wollte, dass ihr mich findet. Ebenso wie ich wollte, dass du die Kreuzformel rufst. Wie töricht von dir, mich dermaßen zu unterschätzen.“

Die Dunkle Mutter ließ ihre Arme sinken und stolzierte majestätisch auf uns zu. Ich war aus meiner Deckung getreten, da es keinen Sinn mehr machte, mich zu verstecken. Mit einer fließenden Bewegung zog ich die Beretta und legte auf die Kreatur an. Ich wusste, dass ich sie damit weder verletzen noch beeindrucken konnte, aber die Waffe gab mir ein gewisses Sicherheitsgefühl.

„Na, na, na! Wer wird denn gleich beleidigt sein? Du brauchst deine Pistole hier nicht, Geisterjäger! Sei artig, steck sie weg und tritt nach vorne in unseren Kreis.“

Die Dunkle Mutter war nur noch etwas mehr als zwei Yards von mir entfernt. Ihre kalten Augen blitzten in dem makellosen Gesicht. Ich ließ die Beretta tatsächlich sinken und steckte sie schließlich wieder in den Holster. Innerlich kochte ich vor Wut. Ich wurde vorgeführt wie ein Zirkuspferd. Als hätte sie meine Gedanken gelesen, legte die Dunkle Mutter blitzschnell ihren Zeigefinger auf meine Lippen.

„Schschsch, Geisterjäger! Ganz ruhig. Zwar mag ich es, wenn dein Blut in Wallung gerät, aber das heben wir

uns für nach der Zeremonie auf!“

Sie leckte sich lasziv über die Lippen und während ich mich angewidert abwenden wollte, musste ich leider zugeben, dass die Dunkle Mutter eine beunruhigend, erotische Aura hatte.

Sie wandte sich von mir ab und gab ihren Dienerinnen ein Zeichen. Sofort eilten zwei der Frauen herbei und nahmen Denise in ihre Mitte.

„Nein, ich will nicht. Ich will meine Babys. Gebt mir meine Kinder!“ Denise begann zu weinen und stemmte sich gegen ihre Gegnerinnen.

Doch die Dienerinnen der Dunklen Mutter kannten keine Gnade und schleiften sie mit Gewalt in Richtung des Altars. Mater Andhera grinste mich teuflisch an.

„Jetzt werden wir beide die Zeremonie zu Ende führen, Sohn des Lichts. Ich muss zwar zugeben, dass ich nicht weiß, wie du es geschafft hast, den Bann von der Frau zu nehmen. Aber das ist jetzt auch nicht mehr wichtig. Komm! Ich zeige dir die Kinder.“

*

Was sollte ich tun? Die Beretta war nutzlos. Das Kreuz hatte sich erwärmt, aber ich zweifelte, dass es mir helfen würde. Ich fluchte innerlich über meine Dummheit, nicht einmal den Bumerang bei mir zu tragen. Also gab ich klein bei und folgte der Dunklen Mutter zu der übergroßen Kupferschale, in der die beiden Säuglinge lagen. Ich wartete auf einen günstigen Moment.

Denise wurde noch immer von den Dienerinnen festgehalten und konnte sich kaum rühren. Von den Kindern selbst war kein Laut zu hören. Sie schienen das Ganze interessiert zu beobachten.

Wie eine schreckliche Königin breitete die Dunkle Mutter die Arme aus. Sie hob ihre Stimme und kreischte:

„Satanas luciferi excelsi! Dir allein weihe ich diese Kinder. Nimm sie! Es sind deine Krieger, die an vorderster Front gegen unsere Feinde kämpfen werden.“

Ich wusste nicht, woher sie auf einmal die irdene Schale hatte, die sie hoch über ihrem Kopf hielt. Aber mir war sofort klar, was das zu bedeuten hatte.

„Das Blut dieser Frauen wird die Kinder für ewig an den höchsten aller Götter binden. Caerimonium Sanctissimi Corporis et Sanguinis Luciferi.“

Ich musste sofort eingreifen. Doch dazu kam es nicht mehr, denn im nächsten Augenblick stand die Zeit still.

*

Suko war die Treppe in das Obergeschoss hinaufge-
eilt. Er wollte sich gar nicht erst mit der Untersuchung
der einzelnen Zimmer aufhalten und huschte lautlos
um die Ecke eines schmalen Korridors. Von weitem
erkannte er zwei Glastüren, die auf einen weiträumi-
gen Balkon führten. Geduckt pirschte sich Suko näher
heran. Der seltsame Gesang hatte erneut eingesetzt und
tönte dumpf durch die Scheiben.

Mit äußerster Vorsicht öffnete er die rechte Tür und lugte
über die Balustrade. Dort unten war sie. Zum ersten Mal
sah Suko die Dunkle Mutter.

Der Inspektor brauchte nur Sekunden, um die Szenerie
zu erfassen. Etwa ein Dutzend Frauen hatte sich in der
Kapelle um eine große Kupferschale versammelt. In der
Schale erkannte er zwei kleine Bündel. Das mussten die
Kinder sein. Sie bewegten sich nicht. Waren sie schon
tot? Plötzlich riss die unheimliche Frau ihren Kopf nach
hinten und Suko fürchtete im ersten Moment, dass sie
ihn entdeckt hatte. Dann aber erschien John in seinem
Blickfeld und weiter hinten sah er, wie Denise von zwei
Frauen überwältigt und zur Seite gezerrt wurde. Die
Situation spitzte sich gefährlich zu. Er musste handeln.
Rechts von ihm war ein schmaler Treppenabgang und
Suko startete keine Sekunde zu früh. Mit katzenhafter
Eleganz sprang er lautlos die Absätze nach unten. Die
Dämonin schrie eine düstere Beschwörungsformel und
der Inspektor begriff intuitiv, dass er es nicht mehr recht-
zeitig schaffen würde. Es gab nur noch einen Ausweg.
„*Topar!*“

*

Vor vielen Jahren hatte der Mönch Brahdana Suko den
Stab des Buddha anvertraut. *

Mithilfe des magischen Wortes konnte er die Zeit für
fünf Sekunden anhalten. Nur der Träger des Stabes
konnte sich frei bewegen, allerdings durfte er in dieser
Zeit niemanden töten, sonst würde die Magie des Stabes
erlöschen.

Wie ein Rugbyspieler stürmte Suko gegen die Dunkle
Mutter und versetzte ihr einen mächtigen Stoß mit seiner
linken Schulter. Die irdene Schale flog aus ihren Händen
und das Blut spritzte gegen den Altar. Er schaffte es
gerade noch, Denise aus der Gewalt der beiden Frauen
zu befreien, als die fünf Sekunden um waren. Die
Verwirrung war perfekt. Ich hatte mich als Erster gefasst,
da ich mit der Magie des Stabes bestens vertraut war.

Die Dunkle Mutter war zu Boden gestürzt und wusste im
ersten Moment nicht, wie ihr geschah. Ebenso verwirrt
war Denise, doch als sie registrierte, dass niemand sie
mehr festhielt, schnappte sie sich die Babys und rannte
in Richtung Ausgang.

Suko hatte inzwischen die Dämonenpeitsche kampfbereit
gemacht. Die drei Riemen der Peitsche waren aus der
Haut des Dämons Nyrona geflochten und es war an der
Zeit herauszufinden, ob die Dunkle Mutter auch gegen
die alte Magie des Dämons bestehen konnte.

Doch so einfach war es nicht. Mittlerweile hatten die
Dienerinnen der Mater Andhera die Gefahr erkannt und
gerade als Suko zuschlagen wollte, stürzten sich vier der
Frauen auf ihn. Der Inspektor musste zurückweichen.
Eine fünfte Frau krallte sich dabei von hinten in seine
Jacke und brachte ihn zu Fall. Wie von Sinnen schlugen
die Dienerinnen auf ihn ein.

Wutentbrannt richtete sich die Dunkle Mutter auf. Der
hasserfüllte Ausdruck in ihrem Gesicht war grotesk
anzusehen. Die Mundwinkel waren vor Bosheit nach
unten verzerrt und ihre toten, eisblauen Augen fixierten
mich mit unmenschlicher Verachtung.

Langsam bewegte ich mich rückwärts, zu der Tür hin,
durch die Denise kurz zuvor verschwunden war.

„So ist das also, Sohn des Lichts. Du bist der Dunklen
Mutter gegenüber ungezogen. Dann spüre auch die
Konsequenzen!“

Sie drehte sich zur Seite und ließ die Hände vorschnel-
len. Aus ihren Fingern schlängelten sich schwarzen
Flammen. Wie gelähmt musste ich beobachten, dass das
Feuer ein Eigenleben entwickelte und meine Witterung
aufnahm. In diesem Moment hätte ich nicht einmal mehr
einen Pfifferling auf mein Leben gesetzt. Warum ver-
dammt meldete sich mein Kreuz nicht?

Kurz bevor mich die erste Feuersäule erreichte, geschah
etwas Merkwürdiges. Eine Wand aus goldenem Licht
baute sich vor mir auf und die Flammen zerstoben
wirkunglos wie Seifenblasen.

Die Dunkle Mutter brüllte vor Zorn und noch ehe sie
reagieren konnte, wurde sie von einer unsichtbaren Kraft
erfasst. Wie von einem Dampfhammer getroffen, wurde
sie gegen den blutverschmierten Altar geschleudert und
blieb mit unnatürlich verrenkten Gliedmaßen regungs-
los liegen. Jetzt erfasste die Kraft auch ihre Dienerinnen
und begann, sie durch die Luft zu wirbeln.

„John Sinclair! Beeile dich. Ich werde sie nicht lange auf-
halten können. Ihr müsst fliehen.“

Wer hatte zu mir gesprochen? Elohim? Nein, es war ein-
deutig die Stimme einer Frau. Wo war sie?

* JOHN SINCLAIR Taschenbuch Nr. 2: „Der goldene Buddha“



Doch bevor ich mir weitere Gedanken darüber machen konnte, musste ich feststellen, dass sich die Dunkle Mutter schon wieder regte. Sie war dabei, ihre Glieder zu richten und zog sich mit einer Hand langsam nach oben. Plötzlich erzitterte das Gebäude wie bei einem Bombeneinschlag.

„Suko!“, rief ich, „Wir müssen hier raus!“

Mein Partner verstand augenblicklich. Gemeinsam rannten wir zum Ausgang.

Die Dunkle Mutter hatte es geschafft, sich vollends aufzurichten. Sie sah, dass wir flohen und knurrte aus ihrem tiefsten Inneren einen düsteren Fluch, den ich nicht verstand, was mir aber in diesem Moment auch ziemlich egal war.

Erneut spürte ich eine gewaltige Kraft, die sich schützend

um uns legte. Die Magie der Mater Andhera prallte dagegen wie gegen einen Schild und wurde nach oben abgelenkt.

Es entstand eine gewaltige Druckwelle, die sich nach oben entlud und augenblicklich die Decke durchbrach. Es regnete Holzbalken und Schutt. Das Dach drohte innerhalb von Sekunden einzustürzen.

Ich drehte mich um, hastete zum Ausgang und konnte noch aus den Augenwinkeln auf dem Balkon eine menschliche Gestalt ausmachen. Rote, lockige Haare.

War das die Frau, die uns gerettet hatte?

Für einen genaueren Blick blieb mir keine Zeit mehr, da sich die Kapelle in ein Inferno verwandelte. Wir entkamen durch den vorderen Teil des Hauses, der von der magischen Eruption verschont geblieben war.

Aus relativ sicherer Entfernung sahen wir mit an, wie der Rest des Gebäudes in sich zusammenstürzte. Wir konnten uns glücklich schätzen, dass wir ohne größere Blessuren davongekommen waren.

Dennoch graute es mir beim Anblick der Zerstörung. Ich glaubte keine Sekunde daran, dass die Dunkle Mutter in den Trümmern umgekommen war. Alles, was wir dort finden würden, wären die Leichen der unschuldigen Frauen, die sich in ihrem Bann befunden hatten.

*

„Was für ein bizarrer Kampf, Alter!“, hörte ich Suko neben mir schimpfen. Ich drehte mich um und sah, dass Denise aus dem Schatten der Umfriedung getreten war. Die beiden Babys hielt sie eng an sich gepresst. Große Tränen kullerten aus ihren Augen.

„Etwas stimmt nicht mit meinen Kindern!“, jammerte sie. „Sie sind so still und wollen nicht trinken.“

Suko begann, die Kinder in Augenschein zu nehmen. „Ich bin da jetzt nicht so der Experte“, sagte er behutsam, „aber normal ist das Verhalten echt nicht.“

Die Zwillinge hatten ihre Augen weit aufgerissen und starrten mit einem leeren Gesichtsausdruck in irgendeine weite Ferne, die uns verborgen blieb. Siedend heiß durchfuhr es mich. Elohim hatte es uns ja gesagt, dass die Kinder durch den Kuss der Dunkelheit an die dämonische Kreatur gebunden waren. Die Zeremonie des Blutes war zwar gescheitert, aber der Bann der Dunklen Mutter war dadurch nicht aufgehoben.

Ich überlegte. Dann streifte ich mir die silberne Kette über den Kopf und nahm das Kreuz in die Hand.

„Tu es nicht! Es könnte den Tod der Kinder bedeuten.“ Ich wirbelte herum. Fünf Yards hinter uns stand die rothaarige Frau, die ich auf der Balustrade gesehen hatte. Sie war auffallend klein, trug ein grünes Gewand und ihre Augen leuchteten in einem ebenso satten Grün. Das Gesicht war voller Sommersprossen und ein Lächeln umspielte ihre Mundwinkel. Unwillkürlich wurde mir warm ums Herz.

„Wer bist du?“, fragte ich fasziniert.

„Ich bin Amber.“

Tausend Fragen schossen mir durch den Kopf und als hätte die Frau mit den grünen Augen meine Gedanken gelesen, fügte sie hinzu: „Für Fragen haben wir jetzt keine Zeit. Bringt mir die Zwillinge.“

Unaufgefordert legte ich die Kette mit dem Kreuz wieder um meinen Hals und nickte Denise zu. Die junge Mutter zögerte. Ängstlich sah sie zuerst mich an und dann Suko.

„Uns bleibt nicht viel Zeit“, sagte Amber flehentlich und trat zu Denise. Sie legte ihre Hände auf die Köpfe der Kinder und schloss die Augen.

Dann sprach die rätselhafte Frau feierliche Worte in einer Sprache, die ich nicht verstand, die mir aber dennoch vertraut zu sein schien.

Ein goldenes Licht floss aus ihren Händen in die Köpfe der Zwillinge. Nach ein paar Sekunden war alles vorbei. Mit einem Mal fingen beide Babys an zu schreien und mir fiel ein Stein vom Herzen.

„Danke“, stammelte Denise unter Tränen und setzte sich auf eine kleine Steinmauer, wo sie ihren Kindern abwechselnd die Brust gab.

„Ich muss jetzt gehen, John Sinclair. Aber wir werden uns bald wiedersehen, da bin ich sicher.“

„Wer bist du? Und woher kommst du?“, schüttelte ich fassungslos den Kopf.

„Wie ich schon sagte, ich bin Amber. Nora Thorn schickt mich.“

Schon zum zweiten Mal an diesem Tag war ich sprachlos. Und im nächsten Moment war die Frau mit den grünen Augen verschwunden.

*

Krankenwagen und Feuerwehr brauchten eine halbe Stunde, bis sie uns im Norbury Park gefunden hatten. Kurz darauf trafen auch die Kollegen von der Surrey Police ein.

Während Suko mit den Einsatzkräften das Vorgehen beratschlagte, telefonierte ich mit dem Yard und erbat Polizeischutz für Denise Cardiff und ihre Kinder. Zwar wäre es mir lieber gewesen, wir hätten sie begleiten können, aber erst einmal musste der Tatort gesichert werden und so lange konnten wir die drei nicht hierbehalten. Sir James versprach, sich darum zu kümmern, solange wir vor Ort im Einsatz waren.

Die Arbeit zog sich bis zum Abend hin und ich sah das Entsetzen in den Augen der Männer und Frauen, als wir nacheinander die Leichen der Ordensschwwestern aus den Trümmern bargen. Von der Dunklen Mutter fehlte jede Spur.

Nachdem wir sichergestellt hatten, dass keine unmittelbare Gefahr mehr bestand, verabschiedeten wir uns von den Kollegen und brachen auf.

Big Ben schlug neun, als wir über die Westminster Bridge Richtung Yard fuhren. Die Fahrt war schweigsam verlaufen. Wir hatten mit Ambers Hilfe Denise und ihre Kinder retten können. Für die Frauen des Konvents war

unsere Hilfe aber zu spät gekommen. In Leatherhead hatten wir insgesamt 11 Leichen gefunden. Mir fiel ein, dass ich auch noch Father Ignatius Bescheid geben musste. Es würde kein schönes Gespräch werden.

Wir parkten in der Tiefgarage und wollten uns gerade auf den Weg zum Aufzug machen, als uns Owen Richards vom Empfang entgegenkam. Seine Miene verhieß nichts Gutes.

„Oberinspektor Sinclair. Inspektor Suko. Sie sollen umgehend in die Forensik kommen. Sir James erwartet sie dort.“

Ich schluckte den lockeren Spruch herunter, mit dem ich den Kollegen hatte begrüßen wollen, und nickte stumm. Meine Alarmglocken schrillten. Warum die Forensik? Suko warf mir einen vielsagenden Blick zu und wir machten uns sofort auf den Weg.

Nach einem kurzen Fußmarsch erreichten wir die interne Abteilung der Forensic Services. Sir James fing uns im Korridor ab. Der Superintendent war kreidebleich. Er sparte sich jede Begrüßung.

„Kommen Sie mit, Gentlemen.“

Wir gingen in ein kleines Labor. Suko schloss hinter uns die Tür.

„Was ist passiert?“, platzte es schließlich aus mir heraus, „Jetzt halten Sie uns nicht länger hin?“

„Ist etwas mit Denise Cardiff? Wie geht es ihr und den Kindern?“, erkundigte sich Suko, bemüht die Wogen zu glätten.

Sir James hob die Arme in einer erklärenden Geste, dann zuckte er mit den Schultern und atmete schwer aus. In einer so schlechten Verfassung hatte ich den Alten schon seit Jahren nicht mehr erlebt. Er rang nach Worten.

„Vor etwa einer Dreiviertelstunde wurde für Sie, John, ein Paket vor dem Yard abgestellt. Die Kameras zeigten

eine Frau in einer schwarzen Kutte. Mehr konnten wir in der Dunkelheit nicht erkennen. Die Frau verschwand in Richtung der Victoria Gardens. Das Paket war adressiert an den *Sohn des Lichts*.“

Sir James deutete auf einen großen schwarzen Styroporkarton, der auf einem Untersuchungstisch stand. Mein Magen verkrampfte sich.

„Bitten seien Sie auf das Schlimmste gefasst, John. Die Beamten haben alles so gelassen, wie sie es vorgefunden haben.“

Ich trat an den Tisch und hob den Deckel. Es war, als hörte mein Herz für einen Augenblick auf zu schlagen. In dem Karton lag der abgeschlagene Kopf von Denise Cardiff. Ihre Augen waren weit aufgerissen und schienen mich klagend anzusehen.

Mit zitternden Händen nahm ich einen Zettel aus dem Karton, der mit geronnenem Blut besudelt war.

Ich las in geschwungener Handschrift: „*Was mir gehört, bleibt bei mir!*“

Reflexhaft griff ich nach Sukos Hand. Mein Partner fasste mir gedankenschnell unter die Arme und verhinderte so, dass ich stürzte. In meinem Kopf gab es nur einen Gedanken: *Wo sind die Babys?*

Suko nahm mich in die Arme und wie durch einen dicken Nebel drangen die Worte von Sir James an meine Ohren.

„Wir hatten den Krankenwagen in das Leatherhead Community Hospital vor Ort geordert. Dort wurde Mrs. Cardiff dann von unseren Leuten übernommen und sollte nach einer kurzen Untersuchung in das St Thomas' Hospital hier nach Westminster überführt werden. Der Wagen ist nie dort angekommen. Die Suche war bis jetzt erfolglos. John, können Sie mich hören?“

Das Amulett

Hinter dem Haus klatschte das kalte Wasser des Flusses träge und schwer gegen die Kaimauern. Ansonsten herrschte Stille. Der Tag würde bald beginnen.

Aus der Tiefe der Stille erklang die Stimme einer Frau. Sie sang in einem dunklen, rhythmischen Tonfall:

*„Ora pro nobis Asmodaeus! Ora pro nobis Baffometi!
Ora pro nobis Beelzebub! Credo in unummalum! Herr,
erhöre mich!“*

Ihre eisblauen Augen durchdrangen die tiefe Dunkelheit, in der etwas Unsagbares langsam Gestalt annahm. Von überall her drangen vier Wörter durch das Dunkel in den Geist der Frau: **UBI MEA EST IMAGO?**

Die Frau versteifte sich und für einen kurzen Moment wirkte sie überrascht, ja vielleicht sogar verunsichert. Sie schloss die Augen und sprach, ohne die Lippen zu bewegen: „Alles wird bereit sein, mein Herr! Die Kinder sind schon bei mir und bald wirst du dich uns offenbaren. Alles wird bereit sein.“

Einen Augenblick später war die Erscheinung verschwunden. Die Frau wandte sich ab und verließ ohne zu zögern das Haus. Den ehemaligen Bewohnern, die an langen Seilen erhängt an der Decke langsam hin und her baumelten, schenkte sie keinerlei Beachtung mehr. Die Dunkle Mutter richtete ihren Blick flussabwärts nach Osten. Dorthin, wo schon bald die Dämmerung einsetzen würde.

Sie flüsterte: „Luzifer, mein schöner Morgenstern! Zeige uns den Weg zu der Vernichtung deiner Feinde! *Satanas luciferi excelsi!*“

*

Dem Morgen graute bereits. Ebenso wie mir. Nach den gestrigen Ereignissen in Maidenhead und Leatherhead, die mit der Enthauptung einer jungen Mutter ihren schrecklichen Höhepunkt erreicht hatten, wälzte ich mich schlaflos in meinem Bett hin und her. Ich fand einfach keine Ruhe. Nicht verwunderlich nach gleich zwei Niederlagen im Kampf gegen die rätselhafte Mater Andhera. Fast noch schlimmer aber war diese verdammte Ratlosigkeit.

Was bezweckte die Dunkle Mutter? Welche Rolle spielte Elohim, der Junge mit dem Jenseitsblick? Wer oder was war Amber? Wie passte Nora Thorn ins Bild? Mit

welcher Waffe konnte die Mutter vernichtet werden?

Ich richtete mich auf, setzte mich auf die Bettkante und stemmte meine Arme auf meine Oberschenkel. Erschöpft starrte ich auf den Schlafzimmerboden und doch ins Leere. Immer wieder schossen mir diese grauenhaften Bilder durch den Kopf.

Die Trümmer des Konvents. Der Styroporkarton. Die Nachricht an mich. Und immer wieder die Frage: *Wo waren die Kinder?*

Denise Cardiff hatte es mit unserer Hilfe gerade erst geschafft, ihre neugeborenen Zwillinge aus den Fängen der Dunklen Mutter zu befreien, aber letzten Endes hatte sie die Kinder doch wieder verloren. Genauso wie ihr Leben.

Laut meiner letzten Information war ihr Torso bislang nicht gefunden worden. Sie und die Babys waren spurlos aus dem Krankenhaus in Leatherhead verschwunden. Ich hatte versagt. Auf ganzer Linie.

Ich wusste, dass ich nicht mehr einschlafen konnte, und da es eh schon bald dämmern würde, stand ich auf. Ich ging ins Bad, hängte mein Kreuz in Griffweite und schlüpfte unter die Dusche. Obwohl mich die Wechseldusche am Morgen normalerweise immer wach und munter machte, stieg ich dieses Mal nach ein paar Minuten noch deprimierter aus der Kabine. Ich trocknete mich mechanisch ab, zog frische Unterwäsche an und hängte mir schließlich widerwillig mein Kreuz wieder um den Hals.

„So kann es nicht weitergehen!“, dachte ich zornig. „Wir können doch nicht eine Niederlage nach der anderen kassieren.“

Jetzt war ich nicht mehr deprimiert. Ich war wütend. Wütend darauf, dass wir noch immer kein wirksames Mittel gegen diese Höllenbrut gefunden hatten. Wütend auf mich selbst, dass ich, der Geisterjäger, nur hilflos mit ansehen konnte, wie wir jeden Kampf gegen die Dunkle Mutter verloren. Damit musste Schluss sein. Wir mussten etwas tun! Aber was?

Die Dunkle Mutter konnte vernichtet werden. Sie suchte das Bild des Teufels und ich konnte sie aufhalten. Das hatten mir die Geister in der Gruft verraten. Hatten Sie gelogen?

Ich jedenfalls hatte noch keinen blassen Schimmer, wie ich es anstellen sollte, aber alles war besser, als hier

herumzusitzen und Trübsal zu blasen. Ich zog mich fertig an, schnallte die Beretta um, schlüpfte in meine Lederjacke und verließ die Wohnung.

Mit dem Fahrstuhl fuhr ich hinunter in die Tiefgarage, stieg in den Audi und brauste los. Zunächst fuhr ich ziellos durch das noch verhältnismäßig leere London. In einer halben Stunde würden die Straßen wieder voll sein von ungeduldigen und hupenden Autofahrern.

Der Herbst machte in diesem Jahr da weiter, wo der Sommer aufgehört hatte. Es war zu trocken und zu kalt. Des Nachts waren einstellige Temperaturen keine Seltenheit. *Vielleicht sind das ja die Vorboten einer neuen Eiszeit*, brütete ich düstere Gedanken, als ich ziellos über die Vauxhall Bridge fuhr.

Klar, ich hätte Suko mitnehmen können, aber ich gönnte ihm seinen Schlaf und außerdem hätte ich eh nicht gewusst, was ich ihm hätte sagen sollen.

Es traf mich wie aus heiterem Himmel. Ich schlug mir selbst mit der flachen Hand auf die Stirn. Natürlich. Das war es. Zumindest war das ein Ansatz. Etwas, worauf ich aufbauen konnte. Was war ich manchmal vernagelt! Dabei lag es doch logisch und klar auf der Hand, was zu tun war. Damals auf der Polizeischule hatten sie es uns ja immer wieder eingebläut:

Finden Sie zuerst heraus, wo das Verbrechen seinen Anfang genommen hat.

Also musste ich zurück zum Ursprung und dort ermitteln. Das bedeutete, dass ich ein weiteres Mal zur Gruft der Dunklen Mutter gehen würde. Nicht im eigentlichen Sinn, da die Gruft komplett in sich zusammengebrochen war. Aber es musste irgendwo Aufzeichnungen darüber geben, wer dort wann und von wem bestattet worden war. Die Begräbnisstätte musste eine Vergangenheit haben. Das war mein erster Ansatzpunkt. Ich wendete das Fahrzeug und fuhr zum Yard.

*

Der diensthabende Polizist am Empfang begrüßte mich gut gelaunt:

„Na, Herr Oberinspektor? Was verschlägt Sie so früh ins Büro?“

„Sie wissen doch, Mr. Robertson, der frühe Vogel fällt immer selbst hinein!“

Ich ließ ihn mit offenem Mund stehen und begab mich zum Fahrstuhl, der mich schließlich in unser Büro brachte. Ich schaute auf den verwaisten Stuhl von Glenda. Dann fiel mir auf, dass es selbst für sie noch viel zu früh war, um im Büro zu sein. Grummelnd begab

ich mich zum Automaten und zog mir einen Becher mit Kaffee-Imitat. Angewidert verzog ich nach dem ersten Schluck das Gesicht und verfluchte innerlich den Erfinder dieser Brühe. Mit Verachtung stellte ich den Kaffee, welcher seinen Namen gar nicht verdient hatte, auf meinem Schreibtisch ab.

Ich setzte mich und zog das Telefon heran. Die Nummer der Bereitschaft war schnell gewählt.

„Sinclair hier. Euer liebster Kollege. Ich brauche ein paar Auskünfte. Bitte!“

Das Schweigen am anderen Ende des Apparates sprach Bände.

„Oberinspektor! Auskünfte sind unsere Spezialität. Allerdings auch eine Liter-Frage.“ „Eine was?“

„Eine Liter-Frage. Je mehr Liter Sie spendieren, desto schneller kommt die Auskunft“, flötete es aus dem Hörer.

„Daran soll es nicht scheitern“, sagte ich und grinste breit. Ich schilderte dem Kollegen mein Anliegen und legte auf.

Als Nächstes fuhr ich den Computer hoch. Ich wollte es zuerst mit einer Internetrecherche versuchen und gab den Begriff 'Dunkle Mutter' in das Suchfeld ein. Ich bestätigte mit der Eingabetaste und erschrak bis aufs Mark als mir Bilder von Mutter Teresa entgegenflimmerten. Andere Bilder zeigten die Totengöttin Kali, mit der ich schon zu tun gehabt hatte.

Aber in dem Wust aus Spiritualität und Esoterik fand ich nichts, was mich irgendwie weitergebracht hätte. Enttäuscht klickte ich auf ein anderes Bild. Plötzlich poppten überall neue Fenster auf. Diesmal bekam ich die prallen nackten Brüste afrikanischer Frauen zu sehen. Je mehr ich klickte, desto mehr nackte Tatsachen öffneten sich. Dark Mama Africa? Ich seufzte.

„Ist der Herr Geisterjäger nicht ausgelastet?“, hörte ich auf einmal die süffisante Stimme meiner Sekretärin. In meiner Verzweiflung hatte ich gar nicht mitbekommen, wie Glenda das Büro betreten hatte. Amüsiert stand sie neben mir, als hätte sie mich bei etwas Unanständigem erwischt. „Glenda! Bitte, erlöse mich von dem Internet.“ Sie lachte vergnügt und verdrängte mich von der Tastatur, klickte kurz und drückte irgendeine Tastenkombination und der Spuk war vorbei.

„Lasse nie einen Geisterjäger in das World Wide Web!“ Sie lächelte mich an.

Glenda sah wie immer umwerfend aus. Der Wildlederrock harmonierte perfekt mit ihrem hellroten Oberteil und wenn ich durch meine Recherche nicht schon so Oberweiten-geschädigt gewesen wäre, hätte

ich ihr bestimmt ein Kompliment gemacht. So blieb mir nur ein eher peinliches „Dankeschön“.

Wieder lachte Glenda, bevor sie mich fragte, was ich denn schon so früh im Büro machen würde. Ich erklärte es ihr und schon klingelte das Telefon. Der Kollege von der Bereitschaft war dran.

„So schwer war das gar nicht, Sinclair. Alle Berichte zu diesem teuflischen Terroranschlag sollten gerade in ihrem Postfach landen. Wenn Sie weitere Informationen brauchen, melden Sie sich einfach bei mir. Ich werde dann sehen, was ich machen kann.“

Leider hatte der Kollege verdammt recht. Es war in der Tat ein „teuflischer“ Anschlag gewesen. Aber ich wollte das Thema nicht weiter mit ihm erörtern. Daher bedankte ich mich und legte auf.

Gerade wollte ich wieder auf meinen Bildschirm schauen, als ein unwiderstehlicher Duft durch das Büro zog. Glenda brachte mir eine Tasse ihres unglaublichen Koffeingetränks und nahm unauffällig den Plastikbecher mit, den ich vorhin aus dem Automaten gezogen hatte. Ich wechselte in mein elektronisches Postfach, nahm einen Schluck Kaffee und klickte auf die Mail, die ich soeben bekommen hatte.

Es handelte sich um das gesamte Dossier des Terroranschlags von Potters Bar, so die offizielle Verlautbarung der Regierung. Sogar eine Gruppe von Tatverdächtigen hatten sie schon benannt. Ein entsprechendes Bekennerschreiben lag ebenfalls vor. Mir wurde ganz anders, als ich die Namensliste der Opfer herunterscrollte. So viel sinnloser Tod.

Der Hauptteil des Dossiers behandelte das Massaker in der Nähe der Schnellstraße. Hier waren die wildesten Spekulationen aufgeführt, von dem mutmaßlichen Einsatz einer Überschallwaffe bis hin zu Sprengstoffangriffen.

Nur die wenigsten wussten, was wirklich passiert war. Einer davon war ich. Aber ehrlich gesagt brachte mich das auch nicht weiter. Dennoch scrollte ich weiter und kam an den Abschnitt, der die Gruft der Dunklen Mutter erwähnte. Von der Dunklen Mutter war natürlich keine Rede. Dafür erfuhr ich, dass es sich um die Grabstätte der Carmines handelte.

Ich rief kurz nach Glenda und bat um Unterstützung.

„Könntest du bitte über den Kasten da alles in Erfahrung bringen, was mit der Familie Carmine und dieser Gruft in der Nähe von Potters Bar zu tun hat? Ich fürchte, wenn ich mich wieder an die Tastatur setze, dass ich dann wieder ... naja, du weißt schon.“

„Den Computer ruiniere“, beendete Glenda den Satz.

„Ich werde veranlassen, dass dein Computer solche Seiten nicht mehr anzeigt.“

Ich hob den Arm und wollte Einspruch einlegen, aber Glendas finsterner Blick ließ mich schon im Ansatz verstummen.

Ich wandte mich wieder dem Bericht zu und stutzte, als ich von fünf nicht sicher identifizierten Opfern las. Mutmaßlich waren zwei davon das Ehepaar Henry und Agatha Munston. Bei den anderen drei Personen handelte es sich vermutlich um die aus dem nahen Krankenhaus entlaufene Brenda Miller und die vermissten Teenager Stephen Taylor und Evan Waters.

Offiziell bestätigt wurde dies nicht, da die Toten selbst jetzt immer noch nicht geborgen worden waren. Im Bericht stand nichts darüber, ob überhaupt der Versuch unternommen werden sollte, die Leichen zu bergen und anständig zu begraben. Die Terrorermittlungen hatten anscheinend Vorrang.

Die Befragungen der Eltern hatten soweit nichts ergeben. Die Protokolle der Vernehmungen lagen zwar vor, aber in ihnen fand ich nichts Brauchbares.

Bis auf die Aussage von Brenda Millers Mutter. Sie hatte erklärt, sie habe Brenda ins Krankenhaus einliefern lassen, nachdem ihre Tochter von einer Mutprobe völlig verstört und dem Wahnsinn nahe nach Hause gekommen war. Was Mrs. Claudine Miller noch zu Protokoll gegeben hatte, war, dass Brenda eine Nacht in der Gruft der Carmines verbracht haben soll. Das Protokoll war kurz und knapp abgefasst. Für meine Begriffe zu knapp. „John?“, hörte ich Glenda rufen. „Das hier ist sehr merkwürdig.“

Ich ging hinüber ins Vorzimmer, umrundete Glendas Schreibtisch und stellte mich hinter sie. Um besser in den Monitor schauen zu können, beugte ich mich vor und nahm dabei den Duft ihres dezenten Parfüms wahr. Für ganz kurze Zeit war ich angenehm abgelenkt.

„Ich finde keinerlei offiziellen Einträge zu dieser Grabstätte.“ Glenda schaute mich ratlos an. „Normalerweise gibt es Dokumente, Akteneinträge, irgendetwas. Aber hier finde ich nichts. Offiziell scheint diese Gruft gar nicht zu existieren, geschweige denn irgendwem zu gehören.“

„Aber im Bericht steht doch eindeutig, dass es die Gruft der Carmines ist. Das saugt sich doch keiner aus den Fingern.“

„Moment“, sagte Glenda. „Ich überprüfe das.“ Glenda tippte kurz herum, nahm ihr neumodisches Headset und wählte eine Nummer.

Während meine Sekretärin redete, holte ich mir noch

eine Tasse Kaffee, die ich dringend nötig hatte. Ich wollte gerade einen Schluck nehmen, als Glenda mich triumphierend ansah.

„Officer McKenzie, der den Bericht geschrieben hat, sagt, dass er den Namen Carmine über der Gruft hat stehen sehen. Er glaubt sich zu erinnern, dass es in Potters Bar früher eine unheimliche Legende über die Familie der Carmines gegeben haben soll.“

Ich nickte stumm und überlegte. Wer konnte etwas über lokale Spukgeschichten wissen? Entweder fanden sich in den Kirchenbüchern entsprechende Hinweise oder aber meine leider verstorbene Freundin Sarah Goldwyn, von uns allen die Horror-Oma genannt, hatte etwas in ihrem Archiv.

Kaum hatte ich den Gedanken laut ausgesprochen, nickte Glenda: „Ja, das wäre eine Möglichkeit. Ich werde versuchen Jane zu erreichen.“

Jane Collins war von Sarah Goldwyn als Erbin eingesetzt worden. Sie wohnte in dem feudalen Haus und verwaltete quasi das enorme Horror-Archiv. Bevor ich noch etwas sagen konnte, hatte Glenda Janes Nummer gewählt und bekam sie auch sofort an die Strippe.

Ich zog mich derweil in mein Büro zurück und überflog noch einmal das Vernehmungsprotokoll. War mir da vorhin nicht etwas aufgefallen? Ja, das Protokoll war sehr knapp, so als hätte der Beamte die Aussage von Claudine Miller nicht für voll genommen. Oder nicht für voll nehmen wollen? Ich überlegte.

War das eine Spur? Ich konnte natürlich hier warten, bis Jane etwas in ihrem Archiv gefunden hatte, aber ich konnte auch genauso gut sofort zu Claudine Miller fahren und sie erneut befragen. Vielleicht würde ich mit ihrer Hilfe etwas Neues in Erfahrung bringen.

„Glenda, könntest du bitte bei Bedarf Sir James und Suko informieren, dass ich in Potters Bar bin? Ich möchte der Mutter von Brenda Miller noch ein paar Fragen stellen.“

„Natürlich“, sagte Glenda und zog eine Augenbraue nach oben. „John?“

„Ja?“

„Sollte ich noch einmal sehen, dass du eine halb-volle Tasse meines Kaffees stehen lässt, dann war das dein letzter. Verstanden?“

Freunde, ihr habt noch nie einen Geisterjäger gesehen, der so schnell eine Tasse Kaffee geleert hat.

*

Bevor ich losfuhr, rief ich bei Mrs. Miller an, um meinen Besuch anzukündigen. Sie war glücklicherweise zu

Hause und bereit, mich zu empfangen.

Eine Stunde später erreichte ich Potters Bar. Die Millers wohnten in einem kleinen Reihenhaus in der Nähe des Oakmere Parks. Noch bevor ich klingeln konnte, wurde mir die Tür geöffnet. Mrs. Claudine Miller war eine attraktive Mittvierzigerin mit einer fraulichen Figur. Sie trug ein schlichtes, aber dennoch modernes Hauskleid in einem angenehmen Grauton und hatte ihre langen Haare zu einem Zopf zurückgebunden. Ich holte meinen Ausweis hervor und stellte mich vor.

„Ich bin Oberinspektor John Sinclair von Scotland Yard und würde gerne mit Ihnen über Ihre Tochter Brenda sprechen.“

Mrs. Miller schwieg. Ich sah ihr an, dass sie harte Zeiten durchgemacht hatte. Ihr Gesicht war eingefallen und ihre Augen lagen tief in den Höhlen. Das alles konnte aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie sehr hübsch war. Schließlich brach sie das Schweigen.

„Bitte kommen Sie herein.“

Claudine Miller führte mich ins Wohnzimmer und bot mir einen Kaffee an, den ich dankend ablehnte. „Aber ein Glas Wasser wäre sehr nett“, sagte ich und versuchte zu lächeln. Mrs. Miller nickte. Sie brachte mir das Getränk, stellte es auf dem Wohnzimmertisch ab und setzte sich auf die kleine Couch. Ich nahm ihr gegenüber in einem Sessel Platz.

„Mrs. Miller“, begann ich und wurde sofort von ihr unterbrochen.

„Hat sich unsere Regierung jetzt doch endlich dazu bereit erklärt, die sterblichen Überreste meiner Tochter freizugeben? Ja? Oder wollen Sie mir immer noch weismachen, dass meine Tochter zusammen mit diesem Nichtsnutz Stephen und ihrem Sandkastenfreund Evan durchgebrannt ist? Läuft die Fahndung nach meiner Tochter immer noch auf Hochtouren, so wie mir Ihr Kollege einreden wollte? Dieser Simpel!“

Claudine Miller kochte vor Wut und ich konnte die Trauer in ihren Augen deutlich sehen.

„Mrs. Miller“, setzte ich erneut an. „Ihre Tochter ist nicht weggelaufen. Sie starb bei dem Versuch, das Massaker in Potters Bar aufzuhalten.“ Das war streng genommen gelogen, aber Brenda musste einer der Geister gewesen sein, die mir in der Gruft der Dunklen Mutter erschienen waren. Sie war es, die mir mitgeteilt hatte, dass ich die Dunkle Mutter würde aufhalten können.

Tränen liefen Claudine Miller über das Gesicht. „Ich habe es die ganze Zeit gewusst“, flüsterte sie. „Ich habe gespürt, dass meine Tochter tot ist.“ Flüsternd kam es über ihre Lippen. „Aber warum?“ Sie schaute mich

flehend an. „Warum ist sie aus dem Krankenhaus weg-
gelaufen? Warum hat sie sich dazu hinreißen lassen, in
dieses grauenhafte Grabgewölbe zu gehen, aus dem sie
halb wahnsinnig wieder rauskam? Was ist dort mit ihr
passiert?“ Claudine Miller nahm ein Taschentuch aus
einer Spenderbox, die unterhalb des Tisches stand, und
wischte sich übers Gesicht. Ich konnte ihren Schmerz
beinah körperlich spüren.

„Ich kann Ihnen diese Fragen leider nicht beantworten.“

„Weshalb sind Sie dann überhaupt hier, Oberinspektor?“

„Ich habe Ihre Aussage gelesen, die Sie nach dem
Anschlag zu Protokoll gegeben hatten. Mir schien, dass
Sie nur äußerst widerwillig auf die Fragen von Officer
McKenzie geantwortet haben.“

„Widerwillig?“ Sie hob die Stimme. „Dieser Officer
McKenzie ist sozial so kompetent wie ein Glas Milch!
Er war es, der behauptete, dass Brenda durchgebrannt
sei. Da wollte ich lieber gar nichts mehr sagen.“

„Gibt es denn noch etwas, was Sie aussagen möchten?“
Claudine Miller nahm sich ein weiteres Tuch und
schnäuzte sich.

„Nein. Aussagen möchte ich nichts.“ Sie machte eine
Pause. „Sie sind der Erste, Mr. Sinclair, der mich nicht
anlügt. Ich möchte Ihnen etwas zeigen. Bitte warten
Sie kurz hier.“ Sie stand auf, glättete ihr Kleid und ver-
schwand im oberen Stockwerk.

Ich hörte eine Tür quietschen. Kurz darauf wurde die
Tür wieder ins Schloss geworfen und Mrs. Miller kam
die Treppe herunter. Sie hielt etwas in ihren Händen,
aber ich konnte nicht erkennen, was es war, denn sie
hatte ein Tuch darübergerlegt. Die Spannung in mir
wuchs. Ein heftiger Schmerz durchzuckte unvermittelt
meine Brust, als Claudine Miller mir ihre Hände entge-
genstreckte. Mein Kreuz hatte reagiert!

Sie zog das Tuch beiseite und hielt mir ein schwarzes
Amulett entgegen. Ein schwarzes Amulett mit einer
Teufelsfratze.

„Bitte legen Sie das Amulett vorsichtig auf den Tisch“, bat
ich Mrs. Miller und bemühte mich, meine Anspannung
zu verbergen. Sie ging vorsichtig um mich herum und
ließ das diabolische Götzenbild auf den Tisch gleiten.
Noch immer strahlte mein Kreuz eine intensive Wärme
aus.

„Brenda hat es mitgebracht!“ Mrs. Miller nahm wieder
Platz. „Sie sagte, sie hätte es in diesem verfluchten Grab
gefunden. Zuerst hielt ich das für Unsinn und dachte,
dass es nur eines von diesen neumodischen Accessoires
ist, mit dem man alte Leute erschreckt. Brenda aber hielt
es die ganze Zeit fest an ihre Brust gepresst. Als ich es

ihr wegnehmen wollte, eskalierte das Ganze. Sie schrie,
beschimpfte mich und ging auf mich los. Schließlich
wusste ich mir nicht mehr zu helfen und habe den NHS
angerufen. Der Rettungsdienst hat dann empfohlen, sie
in eine Psychiatrie einweisen zu lassen. Beim Aufräumen
habe ich das Ding später gefunden und im Schrank ver-
staut. Officer McKenzie gegenüber habe ich es nicht
erwähnt. Sie können es gerne mitnehmen, Mr. Sinclair.
Ich will es nicht mehr in diesem Haus haben.“

„Das wird gar nicht so einfach sein“, sagte ich. „Das
Ding ist böse!“ Ich stand auf, ging ein paar Schritte vom
Tisch weg und holte mein Kreuz hervor. Claudine Miller
bekam große Augen. Sollte ich probieren, das Amulett
zu vernichten? Ich zögerte.

„Was für ein Polizist sind Sie eigentlich?“ Mrs. Miller
erhob sich von der Couch und ging vorsichtig in
Richtung Tür.

„Ich bin wirklich Oberinspektor bei Scotland Yard.
Allerdings beschäftige ich mich mit Fällen, die, sagen wir
einmal, etwas aus dem Rahmen des Normalen fallen.“

„Dann war es gar kein Terroranschlag?“

„Nein. Zumindest nicht im herkömmlichen Sinn. Es war
ein Anschlag, ja. Aber der Anschlag einer übernatürli-
chen Macht.“

Ich sah, wie sich Claudines Augen verengten. Sie
schien zu überlegen, ob ich sie auf den Arm nahm oder
ob das, was ich gesagt hatte, der Wahrheit entsprach.
Sie senkte den Blick und flüsterte: „Ich glaube Ihnen,
Oberinspektor. Aber bitte nehmen Sie jetzt dieses Ding
mit und machen damit, was immer Sie damit machen
müssen.“

Ich bat um eine stabile Schachtel, damit ich das Amulett
gefahrlos transportieren konnte.

„Ich danke Ihnen, Mrs. Miller. Ich lasse wieder von mir
hören, wenn wir weitergekommen sind.“

Dann verabschiedete ich mich und ging mit einer kleinen
Holztruhe zurück zu meinem Dienstwagen. In eine
Decke gehüllt verstaute ich sie auf dem Rücksitz. Kaum
saß ich am Steuer, klingelte mein Telefon. Es war Glenda.
„Halt dich fest, John! Jane ist fündig geworden. Um es
kurz zu machen: Es gibt eine zweite Gruft.“

*

Fassungslos starrte ich auf mein Smartphone. „Ist das
wahr?“

„Ja, kein Aprilscherz. Jane hat mich gerade angerufen.
Du warst nicht zu erreichen.“

„Danke, Glenda, ich rufe Jane sofort zurück.“

Ich beendete das Gespräch mit Glenda und bemerkte im gleichen Atemzug, dass ich tatsächlich einen verpassten Anruf hatte. Ich tippte auf das Symbol und mein Handy stellte die Verbindung zu Jane Collins her.

„Hi, John!“, begrüßte mich Jane. „Wo bist du?“

„Ich komme gerade aus dem Haus von Mrs. Miller, der Mutter eines der Opfer aus Potters Bar.“

„Also hast du einen kleinen Moment Zeit?“

„Ja, ich sitze im Auto!“

„Gut. Es geht um die Familie Carmine. Mir ist der Name in einem Buch über Mythen und Legenden des 19. Jahrhunderts aufgefallen, weil er auf den ersten Blick nicht sehr englisch klang. Die Familie Carmine ist normannischer Abstammung und soll angeblich über Geld verfügt haben, obwohl sie nicht zu den Adelskreisen gehörte. Es wird berichtet, dass sich die Carmines, allen voran die namentlich nicht erwähnte Ehefrau, dem Okkultismus hingaben. Irgendwo wird auch ein Landhaus erwähnt. Ferner heißt es, dass die Carmines zu Lebzeiten zwei unterirdische Grabstätten errichten ließen und dort Orgien, okkulte Rituale und sogenannte Zeremonien des Blutes abhielten. Was auch immer das bedeutet.“ Ich unterbrach Jane. „Das könnte ich dir sagen. Leider habe ich eine davon miterlebt.“

Ein Schauer lief mir über den Rücken, als ich vor meinem inneren Auge die Dunkle Mutter mit hoch erhobenen Armen die Zeremonie des Blutes einleiten sah. „Aber erzähl bitte weiter“, bat ich Jane.

„Bei diesen Ritualen und Beschwörungen soll es Menschenopfer gegeben haben. Einige junge Frauen, die als Hausmädchen angestellt waren, verschwanden und tauchten nie wieder auf. Bis auf eine Ausnahme.“

Jane machte eine Pause. „Ausgerechnet am Neujahrstag des Jahres 1876 erschien im Londoner Norden eine völlig orientierungslose und scheinbar verwirrte junge Frau. Sie trug nichts weiter als ein dünnes Nachthemd. Ihre Arme und Beine waren blutüberströmt. Schnitte und offene Wunden durchzogen ihren gesamten Körper. Sie wurde sofort in ein Krankenhaus gebracht.

An ein Verhör war gar nicht zu denken, da sie nicht einmal mehr im Stande war, sich zu artikulieren. In ihren Wachphasen wippte sie nur hin und her, in ihren Schlafphasen hingegen stammelte sie wiederholt und zusammenhanglos irgendetwas von Ritualen, Opfergaben und erwähnte den Namen Carmine.

Am zweiten Tag nach ihrer Einlieferung war sie auf einmal verschwunden. Die Ermittlungen der Polizei ergaben nichts. Nicht einmal einen Hinweis auf die Carmines. Ein paar Tage später aber will die

Nachtschwester der Station gesehen haben, wie eben jene Frau in den Krankenhaushgängen auf und ab wandelte, als suche sie etwas. Die Krankenschwester sprach sie an und ging auf sie zu, doch erneut verschwand die junge Frau spurlos.

Wieder ein paar Tage später hörte dieselbe Schwester Geräusche aus einem Zimmer, von dem sie wusste, dass es nicht belegt war. Sie öffnete die Tür und sah am offenen Fenster eine weinende Frau sitzen. Noch bevor die Krankenschwester reagieren konnte, sprang die Frau laut kreischend auf und stürzte sich aus dem Fenster. Die Schwester blickte durch das Fenster auf den Boden. Aber weit und breit war nichts zu sehen. Weitere Geistererscheinungen wurden in dem Zusammenhang nicht mehr gemeldet.“

„Gibt es nähere Angaben zum Standort der Grabstätten?“

„Leider nein. Keine von beiden wird näher beschrieben. Tut mir leid, John.“

„Wäre ja auch zu schön gewesen“, murmelte ich und verzog den Mund. „Jetzt wissen wir zwar, dass wir nach einer zweiten Gruft suchen müssen, aber wir wissen nicht wo.“

„Ich bleib am Ball und melde mich, sobald ich noch etwas herausfinde.“

„Danke, Jane, du bist ein Schatz!“ Ich beendete das Gespräch und steckte das Telefon in die Freisprechanlage. Was nun? Wie sollte ich diese Grabstätte finden? Ich musste zuerst mehr über das Amulett in Erfahrung bringen. Vielleicht würde es mich zur Gruft der Dunklen Mutter führen können.

Plötzlich hörte ich ein Klopfen. Verwundert blickte ich nach links. Durch die Scheibe des Beifahrersitzes lächelte mich eine junge Frau zaghaft an. Ihre wilde, rote Mähne und ihr froschgrünes Kleid ließen keinen Zweifel aufkommen. Es war Amber, meine Lebensretterin. Vor meinem inneren Auge sah ich noch einmal, wie die schwarzen Blitze aus den Fingern der Dunklen Mutter auf mich zuschossen und mich getötet hätten, hätte Amber nicht eingegriffen und die Blitze abgewehrt.

Bevor ich die Fensterscheibe nach unten fahren konnte, hatte Amber die Autotür schon geöffnet und sich schwungvoll auf den Beifahrersitz fallen lassen.

„Vielleicht kann ich da helfen!“

Ich starrte sie noch immer vollkommen perplex an. Amber lachte und sagte: „Guten Tag, John! Danke, dass ich mitfahren darf. Es ist ein langer Weg bis zum Carmine House. Du solltest jetzt besser losfahren.“ Die junge Frau mit den roten Haaren lachte noch einmal glockenhell auf und deutete mit einem Grinsen nach

vorne. „Dort ist die Straße, Geisterjäger.“ Sie nickte heftig mit ihrem Kopf und lächelte mich an. „Und die Straße ist dein Freund. Aber nur, wenn du auch endlich losfährst.“

Ich schaute auf die Straße, drehte den Zündschlüssel herum und fuhr los.

*

„Geh mir aus den Augen, du schreckliches Kind.“ Greta Brings schrie ihre kleine Tochter an. „Schau mich an, wenn ich mit dir rede! Vor ein paar Jahren war ich noch eine wunderschöne schlanke Frau. Dann kam dein Vater und hat mich geschwängert. Und als ich dann immer dicker wurde, ist er einfach abgehauen und hat mich mit dir zurückgelassen.“

Greta Brings griff zur Flasche auf dem verdreckten Wohnzimmertisch und goss sich großzügig in ein ebenso verdrecktes Glas ein. Die kleine sechsjährige Deborah stand eingeschüchtert im verqualmten Wohnzimmer und schaute betreten auf den Boden.

Am liebsten wäre sie weggelaufen und hätte sich unter ihrer Bettdecke verkrochen. Ihre Mutter nahm das Glas in die Hand und kippte das hochprozentige Getränk in einem Zug hinunter.

Mit einem lauten Knall, der Deborah zusammenzucken ließ, stellte Greta Brings das Glas zurück auf den Tisch und klaubte eine Zigarette aus der Schachtel, die sie mit einer leicht schwankenden Bewegung anzündete. „Geh mir aus den Augen, du missratenes Miststück. Wenn ich nicht Geld für dich bekommen würde, hätte ich dich schon längst weggegeben.“ Greta Brings zog an ihrer Zigarette und stieß den Rauch aus. „Keiner mag dich. Selbst meine Katzen finden dich Scheiße.“ Als wäre der letzte Satz ein Kommando gewesen, fauchten zwei Katzen auf und ließen Deborah ängstlich zwei Schritte nach hinten gehen.

„Jetzt hau endlich ab und komm mir nicht vor morgen früh wieder unter die Augen!“ Greta Brings hob ein Kissen auf und schleuderte es halbherzig nach ihrer Tochter. Deborah huschte aus dem Wohnzimmer und flüchtete in ihr kleines Zimmer, welches nichts weiter war als eine Abstellkammer.

Sie legte sich weinend in ihr kleines Bett und zog die Decke weit über den Kopf, schon allein, um dem beißenden Gestank des Katzenurins zu entkommen, der überall in ihrer Kammer verteilt war.

Deborah schloss ihre tränennassen Augen und dachte: Ich bin so traurig. *Warum kann ich nicht einfach tot*

sein? Dann wäre Mama wieder glücklich. Ich bin so allein. Dabei will ich doch nur lachen und kuscheln, dann schlief sie ein.

„Deborah! Kleine süße Deborah! Wach auf! Es ist Zeit zu gehen!“

Verwirrt machte das Mädchen die Augen auf.

„Du kannst mich noch nicht sehen, Deborah, aber ich bin bei dir. Wenn du willst kannst du mit mir kommen. Wir sind eine große Familie, mit einer guten Mutter, die sich um uns kümmert.“

Deborah hörte die flüsternde Stimme und setzte sich auf.

„Wer bist du?“, fragte sie, „Wo bist du?“

Die Stimme kicherte leise. „Ich habe dich gehört. Du bist traurig, weil du so allein bist. Komm zu uns. Komm mit mir. Ich warte auf dich vor der Tür, zusammen mit unserer Mutter.“

Deborah stand auf. Da sie noch immer vollständig bekleidet war, schlüpfte sie durch ihre Zimmertür und verharrte im stickigen Flur. Aus dem Wohnzimmer drang nur das laute Schnarchen ihrer betrunkenen Mutter. Vorsichtig öffnete sie die Wohnungstür einen Spalt und wagte einen Blick hinaus.

Das Treppenhaus lag dunkel und verlassen vor ihr. Schon wollte sie enttäuscht die Tür schließen, als ein heftiger Stoß sie weit aufschlug. Erschrocken trat Deborah zurück und wollte aufschreien. Ein Junge in ihrem Alter erschien und legte fröhlich grinsend seinen Zeigfinger auf die Lippen. „Leise! Deine Mutter darf nicht aufwachen. Noch nicht.“ Der Junge streckte seine Hand aus und flüsterte: „Ich bin Andrew. Und das hier ist unsere Mutter, von der ich dir erzählt habe.“

Wie ein Geist erschien eine ganz in Schwarz gekleidete Frau, die auf Deborah den Eindruck einer Nonne machte. Sie ging in die Hocke und schaute Deborah in die Augen. „Hallo, mein süßes Kind! Man nennt mich die Dunkle Mutter. Wenn du willst, darfst du mit uns kommen und bei uns bleiben. Ich kann dir versichern, alles ist besser als hier. Willst du mitkommen?“

Deborah zögerte und warf einen unsicheren Blick in Richtung Wohnzimmer. Dort schlief ihre Mutter. Ihre Mutter? Wer war ihre Mutter?

Sie gab sich einen Ruck und drehte sich zu Andrew und der Frau um. „Ja, ich möchte mit euch kommen.“

Da grinste die Dunkle Mutter teuflisch, nahm Deborah bei der Hand und sagte triumphierend: „Herzlich willkommen in unserer Familie.“ Sie nahm sie in den Arm und drängte Deborah einen Kuss auf den Mund. Andrew stand nur ausdruckslos daneben.

„Du weißt, was du zu tun hast, Deborah!“ Mahnend hob

die Dunkle Mutter ihren Finger.

„Ja, ehrwürdige Mutter!“

„Gut. Wir warten auf dich.“

Die Dunkle Mutter nahm Andrew an die Hand und verschwand mit ihm. Deborah drehte sich um und ging in die kleine Küche, in der es nach Katzenfutter und Fäkalien stank. Sie zog eine Schublade auf, nahm etwas heraus und begab sich ins Wohnzimmer.

„Hallo, Mutter“, flüsterte sie, „Ich gehe jetzt. Aber du gehst vor mir.“

Und als hätte sie nie etwas anderes gemacht, schlitze Deborah ihrer Mutter die Kehle von einer Seite zur anderen auf.

*

Amber lotste mich auf die M25 nach Westen. „Du wirst einige Fragen haben, schätze ich.“

„Einige Fragen ist gut“, antwortete ich. „Es sind eher sehr, sehr viele Fragen.“

„Dann schlage ich vor, dass ich einfach erzähle und du zuhörst. Vielleicht beantwortet das schon viele deiner Fragen.“

„Okay. Fang an.“

„Ich kann mich weder an meine Eltern noch an meine frühe Kindheit erinnern. Als erstes erinnere ich mich an Nana. Sie war meine und unsere Großmutter. Wenn vielleicht auch nicht unsere Blutsverwandte. Aber das spielte keine Rolle. Jedenfalls hat sie uns aufgezogen. Meine Zwillingschwester Cattiva und mich.“

Ambers Geschichte

Lange Zeit waren Cattiva und ich eins. Wie das halt bei Zwillingen so ist. Wir ergänzten uns, wir machten alles zusammen. Nana war eine gütige und weise Frau, die uns viele Sachen beibrachte, ohne dass wir das merkten. Ihre Schule war quasi das tägliche Leben. Dort, wo wir lebten, war es wunderschön. Eine wundervolle Gegend voller Leben, Sonnenschein und Freude. Es war das Paradies, aber Nana warnte uns eindringlich vor der anderen Seite. Vor der dunklen Seite. Dort gab es Geschöpfe, die für das Leben nichts übrig hatten und nur zerstören und töten wollten. Böse Geschöpfe, die auch uns gefährlich werden konnten. Aber dazu später.

Unser paradiesisches Leben bekam die ersten Risse, als Cattiva und ich gemeinsam ein Hasentier aufzogen. Wir hatten es beim Spielen im Wald gefunden. Es

war verletzt und konnte sich selbst nicht mehr helfen. Sein Bein war gebrochen. Wir brachten es zu Nana. Sie schiente sein Bein und wir pflegten das kleine Hasentier gesund. Wie es sich gehörte, ließen wir es wieder in die Freiheit, aber es kam immer wieder zurück und ließ sich von uns streicheln und füttern.

Eines Tages dann aber lag es mit verdrehtem Kopf auf der Wiese, wo Cattiva und ich immer mit ihm gespielt hatten. Cattiva saß dort auf einem Stein. Ich habe sie noch nie so zornig gesehen.

Sie schrie, dass das Vieh selbst daran schuld sei, dass es jetzt tot dalag. Auf meine Frage, was denn passiert sei, ist sie nicht eingegangen. Sie war wütend und zornig und hörte nicht auf zu schreien. Ich habe das tote Tier dann aufgehoben und bin damit zu Nana.

Sie hat sofort gesehen, was passiert war. Sie nahm mich in die Arme und tröstete mich. Geschimpft hat sie nicht. Nana hat nie geschimpft. Ich habe sie gefragt, wie das passieren konnte und warum Cattiva so zornig war. Nana hat geantwortet, dass in unserem Inneren verschiedene Tiere lebten. Eines sei die Güte, eines sei Liebe, eines sei die Wut und eines der Hass. Großmutter erklärte mir, dass diese Tiere darüber bestimmten, wer wir sind und was wir tun. Manche Tiere würden größer und verdrängten die anderen. Ich habe sie gefragt, wie sie denn größer werden können, wie sie wachsen. Sie hat mich traurig angesehen und leise gesagt, dass in mir jenes Tier wachse, welches ich am besten füttere. Ich fing zu weinen an und schrie, dass der Hass und die Wut verhungern sollen. Ein Blitz zuckte herab und schlug einen Meter entfernt von uns in den Boden. Nana schaute mich erschrocken und mit großen Augen an. Dann bin ich weggelaufen. Spätestens an diesem Tag hatte Nana wohl erkannt, dass ich anders war.

„Du bist also in Aibon aufgewachsen“, sagte ich feststellend.

„Ja, so nennt man unser Land. Nana erkannte damals, dass starke Kräfte in mir wohnen. Und auch in Cattiva. Sie lehrte uns, wie wir diese Kräfte einsetzen können, wie wir uns schützen und verteidigen können. Wir arbeiteten hart an uns. Irgendwie war unsere Kindheit an diesem Tag zu Ende.“

Eines Tages waren Cattiva und ich unterwegs. Wir machten Übungen, die uns Nana gezeigt hatte. Einfache Übungen, aber trotzdem kompliziert. Es ist etwas anderes, seine Kräfte auf ein Lebewesen zu richten als auf einen Gegenstand. Wir übten, als plötzlich aus dem

Wald ein Tier auf die Wiese trat und uns interessiert zusah.

Cattiva meinte, dass wir jetzt endlich einmal richtig trainieren sollten, anstatt bloß Übungen zu machen, bei denen nichts passieren konnte. Sie wandte sich zu dem Tier um und begann, es mit ihren Kräften anzugreifen. Ich aber konnte es doch nicht zulassen, dass ein unschuldiges Lebewesen zu Schaden kam und stellte mich gegen sie. Ich wehrte ihre Angriffe ab, bis sie mich schließlich selbst attackierte und ich benommen am Boden lag.

Sie war mir völlig fremd geworden. Sie stand über mir und blickte fast schon mit Verachtung auf mich herab. Dann tötete sie das arme Tier. Es kam mir vor, als wäre das eine Bestrafung für mich gewesen. Weil ich es gewagt hatte, mich gegen sie zu stellen. Aber was hätte ich denn tun sollen?

Seit diesem Vorfall gingen wir getrennte Wege und obwohl ich unserer Großmutter kein Wort davon erzählte, schien sie Bescheid zu wissen. Sie sah mich traurig an und versuchte mich ein weiteres Mal zu trösten.

Unser Leben ging weiter, auch ohne Cattiva. Bis zu dem Tag, als die Männer in Grau auftauchten und Nana und mich grundlos angriffen. Bis dahin hatte ich noch nie einen fremden Angriff auf uns erlebt. Die Männer waren zu viert und tauchten einfach auf. Ihre böse Aura ergriff uns schon von weitem, aber wir konnten nicht mehr flüchten. Ihre mentalen Angriffe konnte ich mit einiger Mühe und Schutzzaubern abwehren, aber als sie ihre Messer zückten und körperlich gegen uns vorgingen, hatte ich ihnen nichts mehr entgegenzusetzen.

Mit meinem Kampfstab konnte ich noch einige Messerstöße abwehren, aber sie waren einfach die besseren Kämpfer. Und als Nana von einem Messer verwundet worden war, dachte ich schon, dass unsere letzte Stunde geschlagen hatte.

Da hörten wir plötzlich die Melodie einer Flöte. Wie aus dem Nichts tauchte eine Gestalt auf, die ich nicht kannte. An seiner Seite ging ein kleiner Junge, dessen Augen sowohl etwas Faszinierendes als auch etwas Bedrohliches hatten. Die beiden Fremden vernichteten die Männer in Grau. Nana war schwer verletzt. Leider konnten uns die beiden, die sich als der Rote Ryan und Elohim vorstellten, nicht mehr helfen und so starb Nana in meinen Armen. Als ihre Augen brachen und sie hinüberging in die andere Welt, sah ich Cattiva weit entfernt auf einer Bergkuppe stehen. Sie hatte also die Männer in Grau zu uns geführt. Der Rote Ryan und Elohim boten mir an, bei ihnen zu bleiben, aber ich hatte erst noch etwas zu erledigen, bevor ich mich entscheiden konnte,

wie ich weiterleben wollte. Ich musste meine Schwester für den Tod von Nana zur Rechenschaft ziehen. Um es kurz zu machen: Ich fand sie und wir kämpften.

Es war ein harter Kampf, aber diesmal ließ ich mich nicht überrumpeln. Ich stieß sie schließlich von einer Klippe und sah zu, wie ihr Körper auf dem Grund zerschmetterte.

„Mit meinen Kräften am Ende und traurig über die Verluste von Nana und Cattiva fand mich eine andere Person und nahm mich unter ihre Fittiche. Das war Nora Thorn. Den Roten Ryan und Elohim habe ich seitdem nie mehr getroffen.“

*

Schweigend fuhren wir weiter. Ich musste Ambers Geschichte erst einmal sacken lassen. Irgendetwas daran störte mich. Es dauerte ein wenig, bis es bei mir ‚Klick‘ machte. Nora Thorn passte nicht ins Bild. Angeblich war Nora Thorn von Außerirdischen entführt worden, die ihr dann auf mysteriöse Weise die Fähigkeit verliehen, gegen Vampirbisse immun zu sein. Was hatte sie mit Aibon zu schaffen? Oder waren es gar nicht Außerirdische gewesen, die Nora entführt hatten? Vielleicht war sie damals als normaler Mensch nach Aibon gebracht worden? Wie ich es drehte und wendete, eine klare Antwort würde ich wohl nur von ihr selbst bekommen.

Wir waren eine gute halbe Stunde auf der M1 nach Norden gefahren und bei Luton wieder vom Motorway runter. Amber lotste mich in ein Dorf namens Hexton. Das Schild, das auf ein Pub mit dem Namen ‚The Raven‘ hinwies, ließ meinen Magen fürchterlich knurren.

Kurzentschlossen stellte ich den Wagen auf dem Parkplatz ab. Amber deutete auf die einladend offenstehende Kneipentür. „Können wir uns eine Pause leisten?“

„Wir sollten uns die Pause aus zwei Gründen leisten. Erstens habe ich einen mächtigen Hunger. Und zweitens möchte ich dir danach noch etwas zeigen.“ Ich deutete auf den Rücksitz. Amber bekam große Augen. „Ich weiß nicht, was das ist“, sagte sie. „Aber es ist gefährlich.“ Ich nickte: „Also, lass uns reingehen und einen ruhigen Platz suchen.“

Das urige Pub war gemütlich und lud gleich zum Verweilen ein. Wir wählten einen Tisch im Séparée, so dass wir vor etwaigen neugierigen Blicken geschützt waren. Mir lief das Wasser im Mund zusammen, als ich im Vorbeigehen die Burger sah, die gerade den anderen Gästen serviert wurden.

So einen wollte ich auch! Mit einer großen Portion selbstgemachter Chips. Dazu bestellte ich mir ein Wasser. Amber orderte ebenfalls ein Wasser und entschied sich für die Damenvariante des Burgers. Eine kleine, ‚abgespeckte‘ Version. Mich wunderte es ein wenig, dass wir trotz ihres doch recht auffälligen Erscheinungsbildes mit den roten Haaren und dem grünen Kleid so gut wie überhaupt nicht wahrgenommen wurden. Ich sprach Amber darauf an.

Sie schmunzelte: „Ja, ich kann den Leuten vorgaukeln, dass ich nicht interessant bin. Sie nehmen mich dann kaum bis gar nicht wahr. Wenn ich will, kann ich allerdings auch ...“, sie sprach auf Deutsch weiter: „ein ganzes Bierzelt zum Wackeln bringen!“ Sie lachte auf und versprühte damit eine Fröhlichkeit, die wahrhaftig guttat. Leider musste ich aber sofort wieder ernst werden und stellte die Holztruhe mit dem Amulett auf den Tisch. Sofort spannte Amber ihren Körper an und ging ein wenig auf Distanz.

Ich öffnete die Truhe und holte das kohlrabenschwarze Amulett heraus. Ich hörte, wie Amber die Luft einsog und das Gesicht zu einer Grimasse verzog. „Es ist böse!“ Amber verwendete fast genau dieselben Worte, die ich von Claudine Miller gehört hatte. Auch mein Kreuz schien die böse Aura des Amuletts zu spüren. Die Erwärmung auf meiner Brust war eindeutig.

Ich hielt es etwas von mir weg und betrachtete es genauer. Die Fratze des Teufels war bis ins kleinste Detail ausgearbeitet. Das fünfzackige Emblem strahlte eine ungewöhnliche Kälte aus. Erst jetzt sah ich, dass auf der Umrandung etwas geschrieben stand. Leise las ich vor:

„*In andheri est salvatio!* Das bedeutet übersetzt: In der Dunkelheit liegt die Erlösung. Zumindest sinngemäß.“

„Was kann damit gemeint sein?“ Amber schaute mich fragend an.

„Ich habe keine Ahnung“, gab ich zu. Ich drehte es noch einmal in meiner Hand und legte es schließlich zurück in die Truhe. Wie auf Kommando erschien die Bedienung mit einem großen Tablett und servierte uns die köstlich riechenden Burger. Ich war so ausgehungert, dass ich sofort mit Messer und Gabel loslegte. Nicht einmal zehn Minuten später saßen wir vor den leeren Tellern und genossen für einen kurzen Moment die gefräßige Stille.

„Wir sollten aufbrechen“, sagte Amber. Ich nickte, packte die Truhe und ging an den Tresen, um die Rechnung zu begleichen. Ich gab ein großzügiges Trinkgeld und betonte, dass wir von dem Essen begeistert waren, was

den Wirt ehrlich freute. Freundlich verabschiedete er uns, doch ich konnte mich nicht des Eindrucks erwehren, dass er froh war, als wir und die Holztruhe weg waren.

*

Wir fuhren noch ein paar Meilen nach Norden, bis mich Amber bat, auf einen unscheinbaren Feldweg abzubiegen. Das hohe Gras zeugte davon, dass der Weg nicht mehr oft genutzt wurde. Ich fuhr noch ein paar Yards, bis ich den Wagen schließlich abstellte.

Wir stiegen aus. Ich ging um das Auto herum und öffnete die Heckklappe. Aus dem Einsatzkoffer holte ich den silbernen Bumerang, eine Phiole mit Weihwasser und die magische Kreide. Die Truhe mit dem Amulett nahm ich vorsichtig in beide Hände. Amber war bereits ein wenig vorausgelaufen.

„Woher weißt du eigentlich, wo wir hinmüssen?“, rief ich ihr hinterher.

„Google Maps“, antwortete sie todernt.

Ich muss wohl ausgesehen haben wie ein frisch geschorenes Schaf, denn Amber brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Mag sein, dass ich in Aibon aufgewachsen bin, John Sinclair, aber deswegen bin ich in deiner Welt keine Fremde.“ Amber zwinkerte mir zu. Ich zog es vor, lieber meine Klappe zu halten.

Wir folgten einem Weg, der vor langer Zeit einmal einer gewesen war. Jetzt hatte ihn sich die Natur zurückgeholt, so als wollte sie sich dafür entschuldigen, dass hier vor langer Zeit einmal widernatürliche Gräueltaten geschehen waren. Zu unserer rechten Seite erkannten wir Mauerreste, die wohl einst mondän und extravagant gewirkt haben mussten.

Nun wucherten überall Gräser und undefinierbares Grünzeug aus den Ritzen hervor. Wir folgten der Mauer und nach einer Kurve, die sowohl die wildgewachsenen Gebüsche als auch die frühere Umfriedung freigab, konnten wir auf eine aufsteigende Auffahrt blicken, an deren Ende das verfallene Carmine House stand. In längst vergangenen Tagen musste es ein prachtvolles Landhaus gewesen sein. Nun war es nicht mehr als ein schauriges Gerippe aus Mauerstein. Ich betrachtete es mit einem unguuten Gefühl. Wie auf Kommando schwebte uns ein eiskalter Windhauch entgegen, so als wolle uns das einstige Schreckenshaus der Dunklen Mutter mit seinem Höllengruß willkommen heißen.

„Wo befindet sich die Gruft?“, fragte ich mit kratziger Stimme.

„Sie liegt unter dem Haus. Der Zugang befindet sich auf der Rückseite.“ Entschlossen setzte sich Amber in Bewegung und marschierte linkerhand an dem verfallenen Gebäude vorbei. Während sie sich scheinbar nicht von der morbiden Kulisse vereinnahmen ließ, zog mich die zerstörte Eingangstür wie das große Maul eines Ungeheuers in seinen dämonischen Bann. Es schien mir, als rufe es meinen Namen. Dann stürmte es plötzlich auf mich zu und drohte mich zu verschlingen.

„Nein!“, schrie alles in mir. „Nein, diesmal nicht. Diesmal wirst du nicht gewinnen.“ Sofort klärte sich das Bild wieder. Das Ungeheuer war verschwunden und die Ruine war wieder das, was sie war, das steinerne Skelett eines seit über 150 Jahren toten Hauses. Hektisch sah ich mich um. Wo war Amber? Laut rief ich ihren Namen und hastete der rothaarigen Frau aus Aibon hinterher. Amber kniete zwischen zwei großen Säulen, als hätte sie etwas verloren und suche nun danach. Erst jetzt wurde mir gewahr, dass ich auf der Suche nach Amber wohl bergab gerannt sein musste. Die zwei Säulen befanden sich unterhalb des Erdgeschosses von Carmine House. Jeden Pfeiler zierten grauenerregend entstellte Gargoyls, die mit ihren krallenbewehrten Klauen die Decke zum Eingang der Gruft der Dunklen Mutter stützten. Amber schien sich daran nicht zu stören. Sie untersuchte beinahe andächtig die riesige Steinplatte, die das Grabmal verschloss. Während alles um uns herum verfallen und zugewuchert war, sahe die Steinplatte vollkommen unversehrt aus. So als hätte selbst die Natur Angst gehabt, hier Wurzeln zu schlagen.

Die Platte war glatt und nackt. Es waren keine Zeichen oder Inschriften zu sehen. Das Ding war ein einziger, großer Koloss aus Stein.

Ich hörte, wie Amber einige Worte murmelte. Dabei hob sie ihren Kopf. Ihre Augen waren geschlossen und sie schien höchst konzentriert. Auf ihrer Stirn waren bereits erste Schweißperlen zu sehen.

„Nichts zu machen!“, seufzte sie. „Ich komme nicht gegen die Barriere an. Die Gruft ist zu stark geschützt.“ „Schätze, eine Klingel gibt's nicht?“, fragte ich halbherzig. Ich näherte mich dem versperrten Eingang und merkte, wie sich mein Kreuz erwärmte. Der sichere Beweis, dass hier schwarze Magie im Spiel war.

Die Kette war schnell über den Hals gestreift. Ich hielt das Kreuz in meiner rechten Hand und als ich langsam auf die große Steinplatte zuschritt, glühten urplötzlich die Augen der Gargoyls in einem tiefen Rot. Von zwei Seiten schossen rote Strahlen auf mich zu und schlugen mir das Kreuz aus der Hand. Es flog in einem hohen

Bogen zur Seite und verschwand im Gras. Ich fluchte und hielt mir die schmerzende Hand.

Amber holte das Kreuz und betrachtete es ehrfürchtig. „Ich kenne es“, murmelte sie. „Ich habe es schon einmal gesehen. Es ist wunderbar. Aber es kann auch zerstören.“

„Ja“, antwortete ich ernst. „Es zerstört das Böse. Rigosos. Alle Kreaturen der Hölle fürchten es.“

„Bis auf die Dunkle Mutter“, flüsterte Amber.

„Ja, ich befürchte, sie kann sogar von den Kräften des Lichts profitieren, anstatt in ihnen zu vergehen.“

Amber gab mir das Kreuz zurück. Ich hängte es mir wieder um den Hals und ließ es unter dem Hemd verschwinden. Wie es schien, würde es uns nicht helfen können. Oder sollte ich es vielleicht aktivieren? Wenn es jedoch durch seine Kraft die komplette Gruft zerstörte, wäre uns auch nicht geholfen. Ich schloss die Augen und schlug mir in Gedanken mehrfach gegen die Stirn. Warum war mir das denn nicht früher eingefallen?

Das Amulett!

Ich holte es aus der Truhe und spürte die Erwärmung meines Kreuzes, als sich die schwarze Magie des Amuletts entfaltete. Mit dem Amulett, hochehoben in meiner rechten Hand, näherte ich mich erneut dem Steinblock. Aus den Augenwinkeln beobachtete ich die beiden Gargoyls.

Nichts regte sich. Langsam ging ich weiter. Kurz bevor ich mit dem Amulett die Steinwand berührte, glühte diese plötzlich in einem blutroten Licht und offenbarte einen Kreis, der so groß war wie das Amulett selbst.

Ohne zu zögern presste ich das Amulett hinein. Laut knirschend fuhr das Steintor in einer Wolke aus Staub nach hinten und gab den Eingang zur Gruft frei.

Wir betraten die modrige und nach Verwesung stinkende Grabkammer. Wir hatten keine Ahnung, woher die Helligkeit kam, aber ein kalter, blauer Lichtstrahl fiel auf einen hochragenden Menhir, der mittig in der hallenartigen Gruft stand. Klar auf dem Stein zu erkennen waren die Umrisse des Amuletts, welches ich noch immer in meiner rechten Hand hielt. Ein kurzer Blick zu Amber, die mir zunickte, und ich ging auf den Menhir zu und ließ das Amulett in die Fassung gleiten. Es passte perfekt.

Einen Augenblick lang geschah nichts, dann drehte sich das Amulett und verschmolz mit dem Stein.

„Ich habe euch erwartet!“ Die Stimme der Dunklen Mutter ließ mir einen eiskalten Schauer über den Rücken gleiten.

„Dich, Sohn des Lichts, und deine süße, rothaarige Begleiterin. Leider werdet ihr hier und heute euer Leben

aushauchen. Ich bin nicht weiter gewillt, mit euch zu spielen. Ihr werdet langweilig.“

*

Es knackte und krachte. Aus den Wänden der Gruft brachen in diesem Moment sieben oder acht Skelette, die uns ohne jede Vorwarnung attackierten. Ich musste darauf hoffen, dass Amber sich selbst verteidigen konnte, denn ich hatte vollauf mit mir selbst zu tun. Ich zog die Beretta und hielt auf das erste Gerippe an.

Der Knall war überlaut und ließ meine Ohren klingeln. Die Kugel allerdings stanzte ein Loch in den Schädel des Skeletts. Es brach lautlos in sich zusammen. Ich legte auf den nächsten Gegner an und wollte den Stecher schon das zweite Mal durchziehen, als mir ein mörderischer Schlag die Pistole aus der Hand hieb. Sie landete irgendwo im Nirgendwo auf dem Boden. Ich wich dem nächsten Hieb reflexartig aus, denn gesehen hatte ich ihn nicht. Dafür sah ich, wie wenige Yards vor mir ein Skelett in Flammen aufging. Amber schien sich also erfolgreich zur Wehr setzen zu können.

Ich wich zurück und zog den silbernen Bumerang aus meinem Gürtel, mit dem ich in der gleichen Bewegung den Schädel des nächsten Skeletts vom Rumpf trennte. Ich hackte wie von Sinnen auf meine Gegner ein, ließ Knochen splintern und Köpfe rollen. Die weißmagische Waffe machte kurzen Prozess mit meinen dämonischen Widersachern.

Nach kurzer Zeit stand ich schwer atmend und schweißüberströmt in der Grabkammer. Zum Glück strömte durch den Eingang etwas frische Luft zu uns.

Kaum hatte ich mich wieder einigermaßen orientieren können, da gab es einen gewaltigen Knall. Das steinerne Tor der Krypta hatte sich wie von Geisterhand wieder geschlossen. Wir waren gefangen.

Ich holte meine kleine Stableuchte hervor und steckte die silberne Banane zurück in den Gürtel. Die Lampe schnitt einen hellen Strahl in die Dunkelheit. Überall lagen am Boden verteilt die Knochen und Schädel unserer Gegner. War das die Familie der Carmines? Ich fand meine Beretta und steckte sie wieder ein.

Amber stand in nächster Nähe und sprach mit einer ruhigen und gefassten Stimme: „Es ist noch nicht vorbei, John Sinclair.“

„Natürlich ist es das nicht, du verfluchtes Weibsstück.“

Die Dunkle Mutter war zurück und sie startete ihren letzten Angriff. Mit ohrenbetäubenden Schreien schoss die Dunkle Mutter ihre Blitze auf Amber, die

ihrerseits perfekt reagierte und im selben Augenblick einen Schutzschirm aus goldenem Licht um sich legte, den die schwarzmagischen Strahlen nicht durchdringen konnten. Ich konnte die Gesichtszüge der beiden ungleichen Frauen im Licht der aufeinanderprallenden Energien klar erkennen. Das dämonische Antlitz der Dunklen Mutter brannte in tödlichem Hass, während Ambers Gesichtszüge sich vor Anstrengung grotesk verzogen.

Die Kräfte der Dunklen Mutter schienen allmählich die Oberhand zu gewinnen. Amber wurde Zentimeter für Zentimeter zurückgeschoben, als hätte sie ein gewaltiger Sturm erfasst.

Ich zog die Beretta und schoss. Die Mater Andhera zuckte nicht mal mit einer Wimper, als die Silberkugel in einem wirkungslosen Funkenregen an ihrem Kopf zerplatzte. Im Gegenteil. Sie schien durch meine Attacke eher noch weiter angestachelt zu werden. Die Zeit wurde knapp. Gleich würde die Dunkle Mutter Amber vernichten. Konnte der silberne Bumerang, der schon so viele mächtige Dämonen ins Reich des Spuks geschickt hatte, die Dunkle Mutter besiegen?

Aus einem Impuls heraus entschied ich mich dagegen, streifte indes mein Kreuz über den Kopf und hechtete zu dem Menhir, in welchem noch immer das Amulett steckte. Ohne zu zögern drückte ich mein Kreuz auf das Amulett. Und es reagierte.

Licht gegen Dunkelheit, Gut gegen Böse. Der geballten Kraft meines Kreuzes hatte der Menhir nichts entgegenzusetzen. Hell leuchtete mein Talisman auf und vernichtete das Böse in dem Amulett. Für einen kurzen Moment leuchtete der ganze Stein kristallklar. Zeitgleich schrie die Dunkle Mutter vor Schmerzen auf. Der Strom ihrer dunklen Blitze brach ab und sie wurde mit voller Wucht von Ambers goldenem Licht getroffen.

Die Kreatur wurde gegen die Wand der Krypta geschleudert und dort von Ambers weißmagischen Energien festgehalten. Ich sah, wie sich die weißen Blitze im Körper der Dämonin festfraßen und das makellos tote Gesicht attackierten. Das Ende der Dunklen Mutter stand unmittelbar bevor.

Plötzlich aber wurde Amber zurückgeschleudert. Eiskaltes Licht senkte sich über die Dunkle Mutter und zwei eisblaue Augen erschienen in der Dunkelheit. Das absolut Böse war gekommen: Luzifer!

*

Ich wusste nicht, was hier vorging, doch ich wusste,

dass ich den Herrscher der Hölle mit meinem Kreuz in Schach halten konnte. Aber noch bevor ich Atem holen konnte, um die Formel zu rufen, war der böse Zauber auch schon wieder vorüber. Luzifer war mitsamt der Dunklen Mutter verschwunden.

Dann geschahen mehrere Dinge gleichzeitig. Die Gruft öffnete sich wieder und etwas Tageslicht drang hinein. Amber erhob sich und signalisierte mir mit erhobener Hand, dass es ihr gut ging.

Der Menhir war schwarz verbrannt und der Stein gab das Amulett frei. Mit lautem Klirren fiel es auf den Steinboden. Das vormals schwarze Amulett war nicht mehr schwarz. Es war reinstes Silber. Sämtliche dämonischen Symbole waren verschwunden. Stattdessen

sah ich in seiner Mitte zwei Flügel, die ein Schwert umrahmten. Vorsichtig nahm ich es auf. War das unsere Waffe gegen die Dunkle Mutter? Es fühlte sich gut an. Ich ließ das handtellergroße Amulett in meine Tasche gleiten und wandte mich Amber zu. Sie hakte sich bei mir ein und gemeinsam verließen wir die Gruft.

„Wie geht es dir?“, fragte ich und erschrak im gleichen Moment wegen ihres bleichen Gesichtsausdrucks.

Amber flüsterte: „Ich habe das Böse gespürt.“

„Luzifer“, entgegnete ich knapp.

„Nein“, sagte sie mit ausdrucksloser Stimme und blickte mir traurig in die Augen.

„Meine Schwester!“



Die Täuschung

„Das war unnötig, mein Gebieter!“

„Sag du mir nicht, was nötig ist und was nicht!“ Die Stimme donnerte durch die Unendlichkeit und ließ die Frau zusammenzucken.

„Einmal mehr hast du versagt, Mater Andhera. Und diesmal wärest du fast vernichtet worden.“

Aus der Dunkelheit schälte sich ein Thron, auf dem man nur die Umrisse eines gewaltigen Kolosses sah. Zwei Hörner ragten in Kopfhöhe nach oben und ließen keinen Zweifel daran, wer auf dem finsternen Thron saß. Luzifer demonstrierte der menschlichen Dämonin seine unangefochtene Überlegenheit.

„Ich hatte alles unter Kontrolle.“

„Gar nichts hattest du. Überhaupt nichts.“

Eine unsichtbare Macht erfasste die Dunkle Mutter und hieb sie gegen eine monströse Tropfsteinsäule. Ein Mensch wäre augenblicklich tot gewesen. Nicht so die Dunkle Mutter. Geboren aus dem freiwilligen Opfer dreier Teenager und getauft von Luzifer, ihrem Gebieter, war sie ein Mensch mit dämonischen Kräften. Sie widerstand dem Kreuz des Hesekeel und konnte sich seiner sogar bedienen. Luzifer wollte die Dunkle Mutter nicht auslöschen. Er wollte sie demütigen.

„Ich habe dir deine Feinde vorgeführt. Und du lässt dich durch deinen Kleinmut ablenken. Wir hätten die Aibonfrau fast gehabt.“ Luzifers Stimme rollte infernalisch durch die düstere Höhlenlandschaft. „Du hast versagt! Ich hasse Enttäuschungen, Mater Andhera!“

Der Höllenfürst spie ihren Namen aus.

Die Dunkle Mutter wurde am Hals gepackt und an die Höhlendecke gedrückt. Sie würgte und bekam keine Luft, so dass ihre Schreie buchstäblich im Halse stecken blieben.

„Ich hätte dich in deiner Gruft verrecken lassen sollen.“

Mit einem Mal wurde die Dunkle Mutter losgelassen und stürzte in die Tiefe. Sie knallte auf den steinigen Höllensboden und wieder brachen ihre Knochen.

„Das Aibonweib hätte mich nicht vernichten können, mein Gebieter.“

„Das mag sein. Aber sie hat dich verletzt. Und unterschätze niemals John Sinclair. Er hätte mit Sicherheit eine Möglichkeit gefunden, dir noch größeren Schaden zuzufügen. Sie nennen ihn den Sohn des Lichts.“

„Aber ihr seid der Lichtbringer!“

„Und genau das ist der Grund, weshalb du die weiße Magie seines Talismans in dich aufnehmen kannst. Nur meine Taufe hat das bewirkt. Nur mir ist es zu verdanken, dass du noch existierst. Jetzt knie nieder, damit ich dein Schicksal entscheiden kann.“

Ehrfürchtig sank die Dunkle Mutter auf die Knie und senkte demütig ihren Kopf. Jede Sekunde schien sich in die bedrohliche Unendlichkeit der Hölle auszudehnen. Zeit spielte hier keine Rolle.

Es war, als hörte die Dunkle Mutter Luzifer grinsen. „Ich habe neue Pläne mit dir, Mater Andhera. Erhebe dich!“ Wortlos erhob sie sich. Mit einem Mal veränderte sich die Landschaft. Aus den Tiefen der Hölle fand sich die Dunkle Mutter in einem möblierten Zimmer mit großem Bett. Über dem Bett schwebten zwei blaue Augen, die einen fassungslosen Hass ausstrahlten. Die Tür ging auf und herein kam ein hochgewachsener Mann, dessen Augen ebenfalls so kalt waren wie der Tod.

„Ich bin Matthias“, sagte er und schloss die Tür.

Nachdem Matthias wieder gegangen war, lag die Dunkle Mutter noch einige Zeit im Bett und räkelte sich. Ihre noch immer erigierten Brustwarzen zeigten zur Zimmerdecke, während sie mit beiden Händen sanft über ihren Unterbauch strich.

„Es ist Zeit, Mater Andhera!“

„Ja, mein Gebieter!“

*

Die Schulglocke schrillte und sofort strömten die Schüler vom Pausenhof zurück in ihre Klassenzimmer. Die Schüler der ersten Klasse der St. Vincent's Catholic Primary School staunten nicht schlecht, als sie feststellen mussten, dass anstelle ihrer Klassenlehrerin eine hochgewachsene Frau in einem schwarzen Gewand hinter dem Schreibtisch saß.

„Wo ist Mrs. Stokes?“, fragte ein blondes Mädchen, dessen geflochtene Zöpfe hin und her wippten. Ein kaltes Lächeln erschien auf dem Gesicht der fremden Frau. Eine noch frische Narbe unter ihrem rechten Auge ließ es noch bösser aussehen, so dass das junge Mädchen erschrocken zurückzuckte.

„Ich bin mir sicher, dass Mrs. Stokes hier irgendwo ...“

herumhängt.“

Die Worte kamen zuckersüß über die Lippen der seltsamen Frau. „Hat sie euch denn nicht gesagt, dass wir heute einen Ausflug machen? Es ist Halloween und da möchten wir mit euch ein schönes Fest feiern.“

Die Kinder bekamen große Augen. Aufgeregt sprachen nun alle durcheinander und schienen sich auf das außergewöhnliche Ereignis zu freuen.

„Packt eure Sachen, Kinder! Draußen steht ein Bus, der uns zu einem besonderen Ort bringen wird.“

„Wohin? Wohin?“

„An einen heiligen Ort“, antwortete die Dunkle Mutter.

„Eine Kirche?“

„Das verrate ich euch nicht, aber jetzt beeilt euch, der Bus wartet. Ich möchte, dass ihr euch in einer Reihe aufstellt und dann schnell und vor allem leise das Gebäude verlasst. Der Bus steht vor dem Ausgang. Habt ihr mich verstanden? Los!“

Die Kinder verließen brav und seltsam diszipliniert das Klassenzimmer und gingen zielstrebig auf den Ausgang zu. Nacheinander stiegen sie in den großen Bus, der seine Türen bereits geöffnet hatte.

„Ich muss noch mal zurück! Ich habe George vergessen!“

Die kleine Céline ließ die Hand ihrer Freundin los und rannte zurück in den Klassenraum. Dort angekommen, steuerte sie ihr Pult an und zog aus der Schultasche einen kleinen Stoffhasen. Plötzlich hörte sie einen dumpfen Schlag. Sie drehte sich um und bemerkte, dass das Geräusch aus dem kleinen Kartenzimmer gekommen war. Céline ging vorsichtig auf die Tür zu und öffnete. Ungläubig starrte sie zur Decke. Sie sah Mrs. Stokes mit blau angelaufenem Gesicht und heraushängender Zunge an einem Strick von der Decke baumeln. Das war der Moment, als Céline wie von Sinnen anfangen zu schreien.

*

Der Notruf war bei Scotland Yard am späten Vormittag eingegangen. Normalerweise hätten wir das in unserer Abteilung nur am Rande mitbekommen, aber einer der Beamten hatte die fremde Frau auf einem Überwachungsfoto als die Terroristin des Potters-Bar-Massakers identifiziert. Sir James war umgehend informiert worden.

Uns wurde gemeldet, dass die mutmaßliche Terroristin eine komplette Schulklasse mit unbekanntem Ziel entführt hatte. Das Foto der Überwachungskamera zeigte eindeutig die uns leider nur zu gut bekannte „Terroristin“. Es war Mater Andhera, die Dunkle Mutter. Sie wusste

anscheinend, dass sie aufgenommen wurde, denn sie lächelte in die Kamera, so als wollte sie uns verhöhnen. Es hatte eine Tote gegeben. Die Klassenlehrerin der Kinder war stranguliert und leider von einem der Kinder gefunden worden. Angesichts der Bilder vom Tatort konnte ich mir leider nur zu gut vorstellen, welches Grauen die Kleine empfunden haben musste.

Ohne dass wir oder Sir James Anweisungen hätten geben müssen, waren sämtliche Verkehrs- und Sicherheitskameras in London angezapft worden. Zeugen hatten den Bus, in dem die Kinder entführt worden waren, sehr gut beschreiben können.

Doch der Bus schien wie vom Erdboden verschluckt.

„So eine verdammte ...“, begann ich und wollte schön unflätig werden, als Sir James in unser Büro kam.

„Ich habe soeben einen Anruf von Commissioner Christina Dick bekommen. Die Angelegenheit hat allerhöchste Priorität. Wir bekommen alles, was wir brauchen, wenn wir nur die Kinder unversehrt zurückholen.“

„Gut“, sagte ich. „Dann hätte ich gern die Pyramide des Wissens.“

Sir James schaute mich verstört an, verstand aber im selben Moment, dass auch ich bis in die Haarspitzen angespannt war. Ich schluckte meinen Zorn hinunter. Wir hatten keine Zeit zu verschwenden und mussten alles in Bewegung setzen, damit wir die Kinder befreien konnten.

„Wie konnte sie denn den ganzen Kameras entkommen? Egal welche Route sie genommen haben, auf mindestens drei von ihnen hätten wir den Bus sehen müssen,“ unterbrach Suko die lähmende Stille.

„Du weißt, wer ihr Pate ist“, bemerkte ich. „Luzifer wird die Dunkle Mutter schützen. So wie er sie auch das letzte Mal gerettet hat.“

Ich musste daran denken, wie es Amber und mir vor einigen Wochen gelungen war, die Menshdämonin in der Gruft des Carmine House zurückzuschlagen. Seitdem waren sowohl Amber als auch die Dunkle Mutter verschwunden.

Mein Smartphone klingelte. Die Nummer war unbekannt. Ich nahm den Anruf mit einem mulmigen Gefühl entgegen.

„Sinclair“, knurrte ich in den Apparat.

„Hallo, Sohn des Lichts. Hast du mich vermisst?“

Sofort erkannte ich die Stimme der Dunklen Mutter.

„Mir wäre es lieber gewesen, wenn du in deiner verdammten Gruft vernichtet worden wärst.“ Sie lachte hell. „Das kann ich mir vorstellen.“ Sie lachte erneut boshaft auf. „Ich möchte dir ein Angebot unterbreiten.“

„Danke, ich verzichte.“

„Das bezweifle ich stark, John Sinclair. Schließlich bist du nur ein Mensch. Zudem noch ein Polizist. Du kämpfst für das Gute, nicht wahr?“

„Was willst du?“

„Ich biete dir die Kinder an. Noch sind sie am Leben und ziemlich unversehrt.“ Sie lachte zum dritten Mal auf, was meine Wut noch stärker anfachte.

„Was willst du dafür haben?“

„Nicht viel. Nur dein Kreuz!“

*

Es waren nicht einmal zwei Meilen bis zur Londoner Temple Church, aber weder konnte ich die Fahrt in meinem neuen Audi genießen, noch mir einen Schlachtplan zurechtlegen. Die Dunkle Mutter hatte mich unmissverständlich darauf hingewiesen, dass ich alleine und unbewaffnet dort hinkommen sollte. Keine Beretta, kein silberner Bumerang, kein Amulett, nichts. Nur das Kreuz.

Ich konnte nicht direkt vor dem Gebäude parken, da die Kirche von den Nachbargebäuden quasi eingeschlossen war. Den Audi ließ ich also stehen und ging durch einen kurzen Durchgang auf das seitliche Kirchentor zu.

Erst jetzt fiel mir auf, dass die lautlose Belagerung der Kirche bereits in vollem Gange war. Keine Menschenseele war zu sehen. Graue Herbstwolken hingen bedrohlich am Himmel und feiner Regen schlug mir ins Gesicht.

Plötzlich wurde das Tor der Kirche von einem kreidebleichen Küster geöffnet. „Sie hat gesagt, ich darf gehen, wenn ich Sie eingelassen habe, Sir.“

Ich nickte ihm zur Bestätigung kurz zu und ließ ihn gehen. Er hastete über den kleinen Vorplatz und stürzte nahezu ein paar steinerne Stufen hinunter, bis er in nur einem Augenblick von einem Mitglied des Sondereinsatzkommandos in Sicherheit gezerrt wurde. Ich betrat die Kirche und schloss das Tor.

Es war nicht mein erster Besuch in der Temple Church. Mich hatten immer wieder die Steinfiguren der Tempelritter fasziniert, wie sie dort auf ihrem Rücken lagen und nach oben schauten. Doch ich konnte mir kein Sightseeing erlauben. Mein Blick schweifte nach rechts und da sah ich sie.

„Und da ist er, Kinder! John Sinclair, der Geisterjäger!“ Die Dunkle Mutter deutete in meine Richtung und alle Kinderaugen richteten sich auf mich.

Kindlicher Applaus brandete auf, hallte durch das Kirchenschiff und schallte mir wie von allen Seiten

entgegen. Ich war sichtlich verwirrt. Wenn ich auch mit vielem gerechnet hatte, damit bestimmt nicht.

„Tritt näher, Geisterjäger, nur nicht so schüchtern!“

Vorsichtig ging ich auf die Dunkle Mutter zu, die auf einem hölzernen Podest inmitten des Kirchganges stand. Rechts und links wurde sie von Kirchbänken flankiert, auf denen die Kinder saßen, die mir nun ein zweites Mal applaudierten, als wäre ich eine Kuriosität.

„Hast du schon einen Geist gesehen?“ „Gibt es echte Vampire? Mit richtigen Vampirzähnen?“ „Hat dich schon mal einer gebissen?“ „Können Zombies sprechen?“ „Wo wohnt der Teufel?“

Die Fragen der Kinder prasselten auf mich ein. Ich kam mir vor wie in einer Schulstunde, in der die Väter etwas über ihren Beruf erzählen sollten.

„Was ist denn mit deinem Gesicht passiert, Mater Andhera?“, rief ich über den Tumult hinweg. „Wurdest du etwa geblitzt?“

Die Kinder lachten über meinen Scherz, weil sie dachten, das gehöre zu meinem, nun ja, Auftritt. Der Gesichtsausdruck der Menschdämonin hatte sich verhärtet und ließ keinen Zweifel daran, dass sie sich nicht noch länger von mir verspotten lassen würde.

„Bleibt ruhig! Ich habe euch doch erzählt, dass der Geisterjäger uns seinen Trick zeigen wird, wie er die bösen, bösen Ungeheuer, Zombies, Vampire und Politiker vernichtet.“ Die Dunkle Mutter lachte über ihren eigenen Witz. Man hätte ihr fast abnehmen können, dass sie wirklich die Lehrerin dieser Kinder war, wären da nicht ihre toten, eisblauen Augen gewesen.

Sie winkte mich provozierend zu sich. „Zeig es ihnen Geisterjäger. Zeig den Kindern das Kreuz, welches der Prophet Hesekiel in babylonischer Gefangenschaft erschaffen hat.“

Ein Kind fragte dazwischen: „Was ist babylonische Gefangenschaft?“

Ein einziger Blick der Dunklen Mutter genügte, um das Kind zum Schweigen zu bringen.

„Was ist, wenn ich mich weigere?“

„Ich sehe hier ungefähr 20 kleine Gründe, John Sinclair, die dich sofort umstimmen werden, nicht wahr?“

Mir blieb keine andere Wahl. Ich streifte mir die Kette mit dem Kreuz über den Kopf und hielt es jetzt in meiner Hand.

Die Kinder raunten laut auf vor Begeisterung; doch bevor auch nur die erste Frage hätte gestellt werden können, unterband die Dunkle Mutter jeglichen Lärm mit einer kurzen Bewegung ihrer linken Hand. Die Kinder verstummten. Ich konnte spüren, wie sich das

Kreuz immer stärker erwärmte. Es stemmte sich gegen die Anwesenheit des Bösen. Leider wusste ich, dass die Dunkle Mutter gegen die Magie des Kreuzes immun war. Es würde mir also nichts nutzen.

Da rief die Dunkle Mutter auf einmal:

„*Terra pestem teneto, salus hic maneto!*“

*

Und es geschah – nichts.

Das Gesicht der Dunklen Mutter verzerrte sich vor Wut. Gefährlich zog sie ihre Augen zusammen. Ich erwartete jeden Moment einen Wutausbruch oder gar einen Angriff. Der aber blieb aus.

Stattdessen hörte ich, wie eines der Mädchen sagte:

„Da sind Zeichen auf deinem Kreuz. Was sind das für Zeichen?“

Mit belegter Stimme antwortete ich: „Das sind die Zeichen der Erzengel.“ Triumphierend rief plötzlich ein anderes Mädchen: „Ich weiß auch, wie die heißen: Michael, Gabriel, Raphael, Uriel.“

Und mein Kreuz explodierte.

*

Die Kirche erstrahlte unvermittelt in gleißendem Licht. Aus den Anfangsbuchstaben der Erzengel schossen leuchtende Strahlen auf die Dunkle Mutter und hüllten sie ein.

Anders als bei den unzähligen Kreaturen der Hölle, die ich mit meinem Kreuz schon zurück in die selbige geschickt hatte, fügte die Magie des Kreuzes der Dunklen Mutter jedoch keinen Schaden zu. Im Gegenteil. Sie badete in ihrem Licht. Ihre Augen glänzten vor Freude. Sie pumppte die Energien regelrecht in sich hinein. Abrupt hörte mein Kreuz auf zu strahlen und sein Licht fiel in sich zusammen.

Die Dunkle Mutter lächelte zufrieden. Die Energie, die sie aufgenommen hatte, schien in ihr zu pulsieren. Sie atmete schwer, satt und befriedigt. Sie senkte ihren Blick, dann hob sie ihn wieder und ihre Augen waren erfüllt von dem kältesten Blau, das ich bislang nur von Luzifer kannte. Sie warf mir eine Kussband zu und im nächsten Augenblick war sie verschwunden.

„Wow, was für eine tolle Show!“ Die Kinder fingen an, wild durcheinander zu reden. Für sie schien das alles nur eine tolle Vorführung gewesen zu sein. Ein Ausflug, der aber auch leicht ins Auge hätte gehen können.

Ich führte die Kinder in Richtung Ausgang und sie

verließen die Kirche brav in einer Zweierreihe. Im nächsten Moment war der komplette Außenbereich der Kirche gefüllt mit Einsatzkräften, die die Kinder in Empfang nahmen.

„An dir ist ein fabelhafter Zauberer und ein guter Religionslehrer verloren gegangen.“ Suko grinste mich breit an und drehte die Krone der Ninjas in seinen Händen.

„Ich befürchte, dass ich in diesem Fall tatsächlich echte Zombies bevorzugen würde.“

Ich war froh, dass wir alle Kinder ohne größeren Schaden aus den Fängen der Dunklen Mutter hatten befreien können. Ich klatschte mit Suko ab und ging erleichtert zurück zu meinem Audi.

*

„Du bist zurück!“

„Ja, mein Gebieter!“

Zwei eisblaue Augen erschienen aus dem Nichts und blickten auf die demütig gebeugte Gestalt der Dunklen Mutter hinab. „Und du bist sicher, dass John Sinclair keinen Verdacht geschöpft hat?“

„Absolut, mein Gebieter!“ Sanft streichelte sie über die Köpfe der beiden apathischen Kinder. „Gar nichts hat er gemerkt, gar nichts.“ Sie legte den Kopf in den Nacken und stieß ein diabolisches Lachen aus, welches selbst dem Höllenfürsten imponierte.

*

Zwei Wochen später

Es herrschte andächtige Stille. Pater William hob seine große Bibel vom Tisch und präsentierte sie der ersten Klasse der St. Vincent's Catholic Primary School. Das große in Gold geprägte Kreuz sprang den Kindern förmlich ins Gesicht und lenkte sie kurz von dem gewaltigen Bauch ab, der sich unter der schwarzen Soutane des Paters abzeichnete. Darum wurde er von den älteren Schülern auch oft nur Pater „Billy Belly“ genannt.

Nach den Ereignissen an Halloween war man an der Primary School händeringend darum bemüht, wieder zu einem normalen Schulalltag zurückzukehren. Die Kinder der ersten Klasse wurden nun von Pater William unterrichtet, der es sich zum Ziel gesetzt hatte, seine traumatisierten Schützlinge mit der Kraft des Herrn durch diese Krise zu führen.

„Das ist die Bibel, meine lieben Kinder, hier drin steht

das Wort Gottes. Es handelt von Liebe, von Vergebung, aber auch von Sünde und Verfehlung. Denn wenn ihr nicht den Weg Gottes geht, seid ihr verloren.“

Die Kinder hingen gebannt an seinen Lippen. „Ich weiß, dass einige von euch schon lesen können. Ich möchte, dass jemand von euch nach vorne an mein Pult kommt und einen Vers aus dem Buch der Bücher vorliest. Ich habe da was Schönes für euch ausgesucht. Es handelt sich um Markus 10, 13-15. Faith, würdest du bitte nach vorne kommen?“

Ein Stuhl wurde nach hinten geschoben und ein kleines Mädchen ging zögerlich in Richtung Pater William. Die blonden Haare trug sie zu einem strengen Zopf zurückgebunden. Sie nahm Platz und zog sich das Pult heran, dass ihr fast bis an den Hals reichte. Pater William schlug die Bibel auf und legte sie vor Faith auf das Pult. Das kleine Mädchen strich sich mit der rechten Hand fahrig ein paar unsichtbare Haarsträhnen aus der Stirn. Dass ihre Hand dabei zitterte, schien niemandem aufzufallen. Ebenso wenig wie die unnatürliche Blässe auf ihrem Gesicht. Sie fuhr mit ihrem Finger über die Buchstaben, als suche sie Halt. Dann las sie leise: „Da brachte man Kinder zu ...“ Faith stockte. Sie musste würgen. Ihr Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse. Das Würgen ließ nicht nach, es wurde sogar noch schlimmer und noch bevor Pater William eingreifen konnte, erbrach Faith einen Schwall tiefroten Blutes über die Heilige Schrift.

*

Faith Clearance saß apathisch im Krankenzimmer der Schule und ließ die Untersuchung stoisch über sich ergehen. Ihre Augen waren weit geöffnet, ihre Umwelt aber schien das kleine Mädchen überhaupt nicht wahrzunehmen. Selbst auf die Fragen der Krankenschwester reagierte sie nicht. Der blutige Lappen, mit dem man Faith das Gesicht gesäubert hatte, lag jetzt im Waschbecken und färbte das Wasser hellrot. „Hast du Schmerzen, Faith?“

Das Mädchen in der Schuluniform zeigte keine Reaktion. Ratlos wollte die Schwester noch ein paar oberflächliche Untersuchungen vornehmen, als mit einem Mal die Tür des Krankenzimmers aufgestoßen wurde und eine Frau mit langen, blonden Haaren in den Raum stürmte.

„Faith, mein Schatz! Was ist passiert? Ich bin so schnell wie möglich hergekommen.“

„Mrs. Clearance, nehme ich an? Ich bin Schwester Melissa Crowden. Ich konnte bei Ihrer Tochter keinerlei Verletzungen im Mund- und Rachenbereich feststellen.

Wenn Sie wünschen, werden wir einen Krankenwagen bestellen.“

„Warum ist das nicht längst passiert?“ fuhr Helen Clearance Schwester Crowden an. Melissa Crowden schwieg. Dann erwiderte sie so ruhig wie das nur die sechzigjährige Krankenschwester einer katholischen Grundschule im Londoner West End konnte: „Mrs. Clearance! Bislang bestand dazu keine akute Veranlassung. Faith hat sich nach diesem Zwischenfall kein weiteres Mal übergeben müssen. Sie hat weder über Schmerzen noch über Unwohlsein geklagt. Den Umständen entsprechend geht es Ihrer Tochter gut. Leider muss ich hinzufügen, dass sich Faith bislang überhaupt noch nicht zu dem Vorfall geäußert hat.“

„Was soll das heißen?“

„Das soll heißen, dass Faith nicht mit mir spricht. Sie beantwortet keine Fragen. Sie reagiert nicht. Ihre Reflexe sind normal und die Augen reagieren auf äußere Reize. Nur komme ich nicht an sie heran.“

„Ich will zu meiner Mama.“ Erschrocken drehten sich beide Frauen zu dem kleinen Mädchen um.

„Ich bin doch hier, mein Schatz! Komm zu mir!“

„Ich meine aber meine richtige Mama.“

In diesem Moment trat Pater William in das Zimmer. „Gott zum Gruße, Mrs. Clearance. Wie geht es Faith?“ Pater William reichte Helen Clearance seine Hand. „Ihre Tochter scheint sehr durcheinander zu sein. Der Vorfall letzte Woche und der Tod ihrer Lehrerin hat sie wohl doch viel mehr mitgenommen, als wir gedacht haben.“ Der Pater ließ die Hand der Frau los und ging auf Faith zu. Er beugte sich zu ihr hinunter und wollte gerade ihre Schulter umfassen, als das kleine Mädchen begann, wie von Sinnen zu schreien. Es schrie und schrie. Das war der Moment, als ich das Krankenzimmer betrat.

*

Nachdem es der Dunklen Mutter an Halloween gelungen war, eine komplette Schulklasse zu entführen, hatten wir mit der Schulleitung von St. Vincent's vereinbart, dass sie uns umgehend über ungewöhnliche Ereignisse informieren würden.

Zunächst war es ruhig geblieben. Aber ein sechsjähriges Mädchen, welches sich blutig über einer Bibel erbrochen hatte, war ungewöhnlich genug, so dass man uns wieder auf den Plan rief.

Ich war sofort losgefahren. Direktor Jesper Mason hatte mich am Schulportal in Empfang genommen und begleitete mich nun auf dem Weg zum Krankenzimmer, als

wir plötzlich den Schrei hörten.

Ich sah drei Personen, die zu Tode erschrocken und vollkommen verängstigt im Zimmer standen, zwei Frauen und einen Mann. Der Mann war offensichtlich ein Geistlicher. Das kleine Mädchen schrie wie am Spieß und wollte sich unter keinen Umständen von dem Priester anfassen lassen. Ihr Gesicht war wutverzerrt. Hass brannte in ihren Augen und eine kalte Angst umgriff mein Herz. Ich kannte den Ausdruck in ihren Augen. Ich hatte ihn schon zu oft gesehen. Die Dunkle Mutter hatte also auch hier ihr Zeichen hinterlassen.

„Bleiben Sie zurück. Ich bin Oberinspektor John Sinclair von Scotland Yard.“

Um meinen Worten Nachdruck zu verleihen, drängte ich mich zwischen den Priester und das Mädchen. Ich holte das Kreuz unter dem Hemd hervor, zog die Kette über den Kopf und legte es auf meine rechte Hand. Dann näherte ich mich langsam dem Kind. Sofort spürte ich eine deutliche Erwärmung. Mein Talisman spürte das Böse, welches dem Mädchen innewohnte. Das Kind schleuderte seinen Kopf hin und her und verdrehte die Augen, bis man nur noch das Weiße in ihnen sah. Es schrie jetzt zum Glück nicht mehr. Ich hielt das Kreuz auf Abstand.

Plötzlich verkrampfte das Mädchen seinen Kopf und knurrte mich böse an. Sein Gesicht veränderte sich. Die Haut zog sich zusammen und es bildeten sich Falten, als würde das Kind im Zeitraffer altern. Dann glättete sich die Haut wieder, platzte aber an einigen Stellen auf. Blut rann dem kleinen Mädchen über das Gesicht.

Ich nahm das Kreuz weg und das Gesicht schien wieder normal zu werden. Bis auf die Blutspuren. Noch immer knurrte mich das Mädchen hasserfüllt an, doch machte sie keine Anstalten mich anzugreifen.

Was würde passieren, wenn ich ihr das Kreuz ins Gesicht drücken würde, so wie ich es schon mit unzähligen Höllengeschöpfen getan hatte? Vermutlich würde die weiße Magie meines Talismans das Kind umbringen. Das konnte und wollte ich keinesfalls riskieren. Nicht bevor ich eindeutige Beweise hatte, dass Faith Clearance ein durch und durch verderbtes Ungeheuer der Finsternis war.

Da kam mir eine Idee. Ich griff in meine Tasche und zog das silberne Amulett heraus, welches ich der Dunklen Mutter erst vor kurzem im Kampf entrungen hatte. Bislang wussten wir noch nicht viel über das Artefakt. Es war aus reinem Silber und zeigte in seiner Mitte ein Schwert, das von zwei Flügeln umrahmt wurde. Die weißmagischen Zeichen deuteten darauf hin, dass wir

eine mächtige Waffe in der Hand hatten. Würde ich die Dunkle Mutter mit diesem Amulett vernichten können? Es war den Versuch wert, es hier erstmals gegen einen Menschen einzusetzen, der unter ihrem Bann stand. Bislang hatte ich das Amulett noch vor den Augen des Kindes verborgen gehalten. Doch jetzt gab ich es frei und ließ Faith direkt auf das weißmagische Kleinod blicken. Zu unserer Überraschung entspannte sich das Mädchen sofort und ihre Augen bekamen wieder einen normalen Glanz. Das Amulett schien den Bann der Dunklen Mutter aufzuheben.

Ich entschloss mich, einen Schritt weiter zu gehen und legte das Amulett in die geöffnete Hand des Kindes. Sofort begannen ihre Augen hektisch zu flattern. Faith umschloss das Artefakt mit beiden Händen und sank mit einem Seufzer der Erleichterung in sich auf dem Stuhl zusammen.

*

Bis auf die Schulkrankenschwester hatten wir alle den Raum verlassen und standen jetzt auf dem langen Gang. „Was haben wir hier erlebt, Mr. Sinclair?“, fragte der Direktor atemlos. Er tupfte die Schweißperlen auf seiner Stirn mit einem Tuch ab.

„Sir“, begann ich. „Wie Sie wissen, bin ich kein gewöhnlicher Polizist. Unsere Abteilung kümmert sich um Fälle, die sich nicht mit normalen Maßstäben messen lassen. Dieses Mädchen ist so ein Fall.“

Das Gesicht von Helen Clearance war tränenüberströmt. Pater William versuchte sie zu trösten, wurde von ihr jedoch unwirsch zurückgewiesen.

„Fassen Sie mich nicht an!“, schrie Mrs. Clearance ihn an. Bevor die Situation eskalieren konnte, ging ich dazwischen. „Mrs. Clearance, ich kann Ihnen versichern, dass es Ihrer Tochter gut geht. Sie steht nicht mehr unter dem Einfluss böser Mächte. Sie wird jetzt von einer sehr starken Waffe geschützt.“ „Und das soll ich Ihnen glauben?“

Ich wollte gerade zu einer Antwort ansetzen, als wir Pater William rufen hörten: „Hallo, Schwester? Wer sind Sie bitte? Ich habe Sie hier noch nie gesehen.“

*

Ich drehte mich um und da sah ich sie in all ihrer schrecklichen Pracht am Ende des Ganges stehen. Die Dunkle Mutter trug ein schwarzes Kleid, welches auf eine perverse Art dem Ordenskleid einer Nonne glich. Ihre

Haare waren unter einem schwarzen Schleier gebunden. Ihre Hände waren tief in den Ärmeln des Kleides verborgen. Ihre Augen funkelten eiskalt und ihr böseartig verzerrtes Gesicht ließ keinen Zweifel daran, dass sie nicht zurückgekommen war, um uns auf einen Schulausflug einzuladen. Aber irgendetwas war dieses Mal anders. Ich kam nur nicht darauf, was es war.

„Ich habe es dir schon einmal gesagt, John Sinclair! Was mir gehört, das bleibt auch bei mir!“

Wut stieg in mir hoch. „Dann komm her und zeig mir, was dir gehört.“

Siedend heiß fiel mir in diesem Moment ein, dass ich das Amulett nicht mehr bei mir hatte. Es war immer noch im Krankenzimmer in den Händen des kleinen Mädchens. Meine Beretta und das Kreuz waren wirkungslos gegen die Dunkle Mutter.

Als hätte die Mater Andhera meine Gedanken gelesen, verzogen sich ihre sinnlichen Lippen zu einem höhnischen Grinsen. „Wie willst du mich denn aufhalten, John? Mit Hokuspokus und Bannkreissprüchen? Oder willst du dieses fette Priesterschwein vorschicken, um dem Mädchen inzwischen unbemerkt mein Amulett wieder abnehmen zu können?“ Sie stieß ein meckerndes Lachen aus. Dann streckte sie mir ihren rechten Arm entgegen und spreizte Daumen und Zeigefinger: „Bang, bang! I shot you down, John Sinclair! Bang, bang!“

Dann wurde alles anders.

Der Gang verformte sich und schien hinter der Dunklen Mutter zusammenzulaufen. Sämtliche Bilder und Gemälde, die den Schulgang schmückten, wurden so langgezogen, als würde ein surrealistischer Maler den Fluchtpunkt hinter der Dunklen Mutter in einen Abgrund ziehen. Sie starrte mich an und ihr Blick offenbarte absolute Entschlossenheit. Sie würde hier und jetzt eine Entscheidung erzwingen. Alles um mich herum geschah in Zeitlupe. Ich vernahm keine Geräusche mehr. Die Menschen hinter mir waren verschwunden. Ich war allein mit der Dunklen Mutter. Sie stand nach wie vor ungerührt am Ende des langen Ganges. Ich aber konnte mich nicht mehr bewegen. Die Zeit stand still.

Im nächsten Augenaufschlag war die Mater Andhera plötzlich nur noch gut drei Meter von mir entfernt. Einen Augenblick später folgten noch einmal zwei Meter. Dann stand sie direkt vor mir und ich spürte, wie die Kälte ihrer Haut durch meine Kleidung drang.

Von Angesicht zu Angesicht starrte sie mich an. Mich durchzuckte der irre Gedanke, dass mir nie aufgefallen war, dass die Dunkle Mutter genau so groß war wie ich. Langsam und beinahe behutsam beugte sie sich zu mir

und küsste mich auf den Mund.

Es war ein wundervoller Moment, als sich ihre Lippen auf die meinen pressten. Diese prachtvollen, roten Lippen, die sofort mehr verhiessen, als nur diesen einen Kuss. Sie verhiessen die Kräfte des Himmels. Sie verhiessen Freude, Lust und Begierde. Da ich mich wieder bewegen konnte, wollte ich diese wunderbare Frau, die sich mir anbot, in meine Arme schließen und von ihr einen weiteren, tieferen Kuss einfordern.

Sie stieß mich weg und rief: „Stopp! Es ist genug! Bevor du weitere Zuwendungen bekommst, musst du mir mein Eigentum zurückbringen. Ohne Rücksicht auf Verluste, hörst du?“ Das Lachen, das die Dunkle Mutter ausstieß, war der reinste Balsam für meine Ohren. Langsam drehte ich mich um und wandte mich den drei zu Tode erschrockenen Menschen zu. Sie hatten sich verängstigt an die Wand gedrückt. Wie die Beretta in meine Hand kam, kann ich nicht mehr sagen, es war aber auch nicht wichtig.

Wichtig war nur, den Auftrag zu erfüllen, den mir die Dunkle Mutter gegeben hatte. Diesen Auftrag würde ich erfüllen. Und dann würde sie sich mir hingeben.

*

„Was haben Sie vor, Mr. Sinclair?“, fragte der völlig eingeschüchterte Direktor.

„Was glauben Sie wohl? Dieses Balg da drin gehört der Dunklen Mutter. Es gehört der Mater Andhera!“

Die letzten Worte schrie ich förmlich heraus. Ich zielte mit der Beretta abwechselnd auf den Direktor, den Priester und auf die heulende Frau. Ich ging an ihnen vorbei, jederzeit bereit, den Stecher gnadenlos durchzuziehen, sollten sie irgendwelche Anstalten machen, mich von meinem Vorhaben abzuhalten. Dann wagte ich einen kurzen Blick nach links und versuchte noch einmal in das wundervolle Gesicht meiner Mater Andhera zu schauen, doch war sie nirgends zu finden.

Hinter mir ging plötzlich die Tür zum Krankenzimmer auf. Ich wirbelte herum.

„Hallo, Mr.! Vielen Dank, dass Sie die Dunkelheit von mir genommen haben. Hier! Das gehört Ihnen!“ Ohne reagieren zu können, drückte mir das kleine Mädchen das Amulett der Dunklen Mutter in die Hand.

Ich schrie. Schmerzen rasten durch meinen Körper und Blitze gruben sich in meine Brust. Dort hing mein Kreuz und es brannte. Meine Knie gaben nach und ich sackte zu Boden.

Kleine Flammen tanzten an mir empor. Sie krochen

höher, erreichten meinen Hals, glitten noch höher und fraßen sich dann durch meine Lippen. Voller Entsetzen erkannte ich, dass sie sich dort in weiße Feuerzungen verwandelten. Meine Lippen brannten. Ich schrie und wollte nach den Flammen schlagen. Dann war da ein ohrenbetäubender Schrei. Und auf einmal war alles vorbei.

*

Mein Atem ging stoßweise, Tränen rannen mir aus den Augen. Ich war völlig fertig. Stück für Stück wurde mir bewusst, was ich getan hatte, oder vielmehr, was ich fast getan hätte.

Dieses vermaledeite Weibsstück hatte mich wieder einmal mehr an der Nase herumgeführt und wenn das Mädchen mit Namen Faith nicht gewesen wäre, hätte das blutig für mich enden können.

Das Amulett in meiner Hand pulsierte, vielleicht bildete ich mir das aber auch ein, da sich meine Hand regelrecht darum gekrampft hatte. Ich öffnete meine Hand und da lag das wertvolle Kleinod, welches heute schon zwei Menschen aus dem Bann der Dunklen Mutter befreit hatte.

Wo aber war die Dunkle Mutter? Ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass sie so einfach verschwunden war.

Ziemlich ratlos blieb ich erstmal an der Wand gelehnt stehen und versicherte den Anwesenden, dass mit mir wieder alles okay war. Die Beretta hatte ich ebenso weggesteckt wie das Amulett. Mutter und Tochter lagen sich in den Armen und endlich konnte ich mir ein Lächeln abringen. Pater William verabschiedete sich und zog zutiefst verstört von dannen.

„Mr. Mason, können Sie mir bitte den Weg zum Klassenzimmer der kleinen Faith zeigen? Ich möchte lediglich sichergehen, dass dort alles in Ordnung ist.“

Der sichtlich angeschlagene Direktor nickte müde und wies mir den Weg. Trotz meiner wackeligen Beine versuchte ich, das Klassenzimmer einigermaßen schnell zu erreichen. Mir ging so einiges durch den Kopf, als ich die Gänge der Schule durchquerte. Gab es einen besonderen Grund, warum die Mater Andhera ausgerechnet diese Klasse ausgesucht hatte, oder war es purer Zufall? Wenn ja, könnte die Dunkle Mutter erneut versuchen, eines oder mehrere Kinder zu entführen und sie zu „ihren“ Kindern zu machen. Wenn nicht, konnte sie überall in der Schule zuschlagen und ich konnte unmöglich überall zugleich sein. Für eine Räumung der Schule war der

Verdacht, dass sich die Dunkle Mutter noch im Gebäude befand, zu vage. Ich schüttelte den Kopf über mich selbst. Also wieder mal das Bauchgefühl.

Ich beschleunigte meine Schritte und hatte nur noch eine Ecke vor mir, dann war ich am Ziel. Ich bog nach links und prallte erstaunt zurück. Vieles hätte ich erwartet, nur nicht Amber. Die rothaarige Frau aus Aibon stand in ihrem auffälligen grünen Kleid mitten im Gang. Jede Fröhlichkeit war aus ihrem Gesicht verschwunden. Sie hatte dunkle Augenringe und schien nur ein Schatten ihrer selbst.

„Amber!“, rief ich erstaunt, „Was ist passiert?“ Hatte sie ihren Blick zuerst auf den Boden gerichtet, hob sie langsam ihren Kopf und schaute mich an. Ich blickte nicht mehr in die lebensfrohen Augen, mit denen ich sie kennengelernt hatte. Ambers Augen hatten ihren Glanz verloren und wirkten stumpf. Nur noch wenig Farbe war in ihnen.

„Meine Schwester!“, rief sie. „Meine Schwester ist zurück! Ich spüre sie ganz deutlich. Sie ist hier. Und sie will den Kampf.“

„Ich werde dir helfen, Amber, aber die Dunkle Mutter ist ebenfalls hier.“ Es machte Klick. „Ist deine Schwester etwa die Dunkle Mutter?“

Amber schnaubte verächtlich. „Mach dich nicht lächerlich, John Sinclair. Die Dunkle Mutter ist gefährlich, meine Schwester ist jedoch eine weitaus größere Bedrohung. Wenn wohl auch nur für mich. Ich brauche das Amulett. Es wird mich vor ihr schützen. Gib es mir.“

Amber streckte mir ihre Hand fordernd entgegen. Ich zögerte.

„Ich gebe es dir natürlich, Amber, aber erst wenn ich sicher sein kann, dass die Dunkle Mutter keine Gefahr mehr für diese Schule darstellt.“

Ambers Augen weiteten sich angsterfüllt und sie rief: „Cattiva!“

Ich drehte mich um und fiel somit auf den ältesten Trick der Welt herein. Mir gelang gerade noch eine weitere Drehung, als mich Amber von hinten packte. Nie hätte ich dieser zierlichen Person so viel körperliche Kraft zugetraut. Ihre Augen hatten sich jetzt vollständig verändert. Sie hatten einen roten Schimmer, der das Grün komplett verdrängte.

„Das Amulett! Jetzt!“, brüllte sie mich an. Ihre Hände, die mich noch immer gepackt hielten, fingen an zu flimmern und ehe ich mich versah, reagierte mein Kreuz. Als hätte eine gewaltige Detonation zwischen uns stattgefunden, wurden wir beide voneinander

weggeschleudert. Ich wurde hochgehoben und kam unsanft auf dem harten Boden auf, wurde kräftig durchgeschüttelt und verlor kurz den Überblick. Bevor ich mich nach Amber umsehen konnte, wurde die Tür des Klassenzimmers geöffnet und heraus trat eine mir nur zu gut bekannte Frau in einem schwarzen Kleid.

„Was ist hier los? Was soll dieser Lärm?“

Ich zwinkerte ein paar Mal und stieß erleichtert die Luft aus, als ich erkannte, dass es sich diesmal nicht um die Dunkle Mutter, sondern tatsächlich um eine echte Nonne handelte.

Ich war froh, als Direktor Mason ebenfalls auf der Bildfläche erschien und beschwichtigend eingriff, denn ich wollte mich wirklich nicht mehr mit Erklärungen aufhalten.

Amber war weg. Ebenso das Amulett der Dunklen Mutter. Wie auch immer sie das angestellt hatte.

Wir standen jetzt wieder am Anfang. Wir hatten keine wirksame Waffe gegen die Dunkle Mutter. Wir wussten nicht, ob sie diese Schule aufgegeben hatte. Wir wussten nicht, wo sie war. Wir wussten so ziemlich gar nichts.

*

Völlig deprimiert verließ ich die Schule und versuchte irgendwie meine Gedanken zu ordnen. Ich kam an zwei jungen Damen vorbei. Von der Figur her erinnerte mich die eine sehr stark an die Dunkle Mutter. Als ich hörte, was die andere zu ihr sagte, gefror mir das Blut in den Adern und mir wurde schlagartig bewusst, was mir an der Dunklen Mutter komisch vorgekommen war.

Die zweite Frau sagte: „Herzlichen Glückwunsch. Wann ist es denn so weit?“

Jetzt verstand ich. Die Dunkle Mutter war schwanger.

Die Heiligen Drei Toten

Heute war es endlich so weit. Wintersonnenwende, die längste Nacht des Jahres. Schon seit Wochen hatten sie sich darauf gefreut. Barry Newn öffnete eine neue Flasche Bier, seine fünfte, und prostete der Dämmerung zu.

„Auf dich, du schöne Dunkelheit! Auf dass du uns auch in Zukunft so schön vor dem Licht verbirgst und wir weiterhin ungestört unser Ding durchziehen können. Auf die Dunkelheit!“

Neben Barry Newn hoben Danny Bandolino und Gerald Wiening jetzt ebenfalls ihre Flaschen, stießen laut klirrend miteinander an und nahmen beide einen kräftigen Schluck. Und als hätten sie es jahrelang eingeübt, was sie wahrscheinlich auch getan hatten, stießen sie einen einzigen, langen Rülps aus, der einem Berggorilla das Fürchten gelehrt hätte.

„Auf die Dunkelheit!“

Auch wenn es noch lange nicht so kalt war wie früher um diese Jahreszeit, hatten sich die drei Gelegenheitsganoven ein altes Stahlblechfass organisiert und kurzerhand den oberen Teil abgesägt, um das Teil für ein offenes Feuer benutzen zu können. Es brannte bereits seit geraumer Zeit. Ab und zu stiegen dunkle und stinkende Wolken aus dem Fass.

Barry Newn, der Anführer der Bande, hustete sich die Seele aus dem Leib und spuckte schließlich geräuschvoll auf den müllübersäten Boden des ehemaligen Fabrikgeländes im Londoner Norden. „Gerald, hast du da einen toten Hund reingeschmissen, oder was? Das stinkt ja bestialisch.“

„Quatsch! War nur deine Unterhose, Barry.“

Aus dem Handgelenk heraus warf Barry das halbvolle Bier auf seinen Kumpan, der geschickt auswich und feixend grinste. Schließlich kannte er Barry lang genug, um zu wissen, dass dieser manchmal sehr cholerisch reagieren konnte.

„Mann, Barry, reg dich ab, war doch nur ein Spruch!“

„Noch so'n Spruch und ich werf dich in die verdammte Tonne. Mitsamt deiner beschissenen Unterhose, hast du verstanden?“

„Ja, Alter, ist schon gut, komm mal wieder runter! Heute ist die längste Nacht, da wollen wir feiern, nicht streiten.“

Wie aus dem Nichts schob sich der drahtige Danny Bandolino zwischen die beiden, lächelte wissend und

hielt jedem ein kleines Fläschchen mit einer klaren Flüssigkeit hin.

„Friede?“

Barry Newn schnappte sich ein Fläschchen und grinste schließlich auch. „Friede!“

Die drei Freunde drehten den Verschluss auf, ließen die kleinen Flaschenhalse gegeneinanderstoßen und kippten den Schnaps in einem Zug hinunter. So wie sie eben noch synchron gerülpst hatten, fingen alle gleichzeitig an zu husten. Gerald stiegen Tränen in die Augen und keuchend fragte er: „Dein Geheimrezept?“

„Das Geheimrezept meines Großvaters Alfonso!“, bestätigte Danny Bandolino. „Er nannte ihn Freudenspender. Ich nenne ihn Rachenputzer.“

„Batteriesäure wäre vielleicht angebrachter.“

Stumm standen die drei nebeneinander und kämpften mit der Wirkung des hochprozentigen Gebräus. Keiner wollte eine Schwäche zeigen, obwohl das Zeug nicht nur in der Kehle brannte. Ingeheim stieß der aus Italien stammende Danilo, genannt Danny, auf seinen Großvater an, der diesen Schnaps noch immer selbst brannte.

Gerald Wiening schloss die Augen, hob seinen Kopf und sog die frische Luft tief in seine Lungen. Er hoffte so, dass das Brennen in seinem Inneren endlich aufhören möge. Dieser verflixte Selbstgebrannte. Warum fiel er immer wieder darauf rein?

Er öffnete seine Augen. Er stutzte.

Abenddämmerung klar und deutlich. Er machte seine Augen mehrmals zu und wieder auf, um sicher zu sein, keiner Täuschung aufgesessen zu sein. Am westlichen Himmel war in der Abenddämmerung ein schwarzer Stern zu sehen. Der Stern schien sich sogar zu bewegen.

„Was glotzt du denn so blöd nach oben? Verträgst du jetzt schon nicht mal mehr ein kleines Schlückchen?“

Barry Newn wollte Gerald Wiening gerade einen Schubs geben, als dieser wortlos seinen Arm hob und in den Himmel deutete. Fast hätte der grobschlächtige Barry die neue Bierflasche, seine sechste, fallen gelassen.

„Was ist das denn?“

„Keine Ahnung. Es sieht aus wie ein schwarzer Stern, der wandert.“

„Der einzige, der was am Wandern hat, bist du, Gerald!“

„Sieh doch hin. Das Ding bewegt sich.“

Mittlerweile betrachteten alle drei schweigend das unheimliche Phänomen am dunklen Dezemberhimmel.

Danny flüsterte: „Ist das vielleicht ein schwarzes Loch?“

„Du bist wirklich der Blödeste von uns allen, Bandolino.

Du hast doch gar keine Ahnung von Astrologie,“ rief Barry etwas zu laut, um seine Unruhe zu verstecken.

„Und du Blödmann kennst nicht einmal den Unterschied zwischen Astrologie und Astronomie,“ dachte Danny, behielt das aber lieber für sich.

Wieder fielen sie in Schweigen. Das seltsame Gestirn bewegte sich tatsächlich. Der schwarze Stern zog langsam seine Bahn.

Barry lachte überraschend auf. „Das muss eine Drohne sein. Was denn sonst?“

Wieder Schweigen.

„Naja, es könnte ja auch tatsächlich ein wandernder schwarzer Stern sein. Schließlich ist doch bald Weihnachten.“

Während alle über Dannys Worte nachdachten, blieb der dunkle Himmelskörper am Firmament plötzlich stehen. Die undurchdringliche Dunkelheit des Gestirns fing an zu flimmern. Es pulsierte und es wurde größer. Es schien, als würde sich der Stern aufblähen.

„Scheiße, das Ding wird gleich explodieren!“, schrie Danny und deutete auf das schwarze Loch hoch oben im Himmel.

Als hätte das schwarze Ungetüm nur auf dieses Signal gewartet, löste es sich vom Himmel und stürzte wie ein Meteor direkt auf die drei Ganoven zu.

*

„Volle Deckung!“, rief Barry mit überschlagender Stimme und brachte sich mit einem Sprung hinter eine halbeingefallene Steinmauer in Sicherheit. Was mit seinen Kameraden geschah, war ihm im Moment egal. Der Anführer des Trios hielt sich die Ohren zu und betete insgeheim, dass die Detonation ihn verschonen möge. Es gab einen Knall und Barry spürte die Erschütterung durch die Druckwelle. Etwas alter Putz löste sich von der alten Steinmauer, hinter der Barry lag, und fiel auf ihn drauf. Sonst passierte nichts.

Vorsichtig erhob er sich und lugte über den Rand der Mauer. Im flackernden Schein der brennenden Holzscheite konnte Barry seine beiden Kumpane Gerald und Danny erkennen, die genauso wie er aus einer Deckung spähten. Er hob seinen Daumen und signalisierte somit, dass alles okay war. Dann erhob er sich vollständig, klopfte kurz den Dreck von seinen Klamotten

und umrundete die Mauer. Sie trafen sich alle drei beim Ölfass.

„Was in Dreiteufelsnamen war das?“

Keiner gab eine Antwort.

Es war Danny, der den Krater entdeckte, den der vom Himmel gefallene Stern inmitten der Straße hinterlassen hatte. Neugierig gingen sie darauf zu, hielten aber respektvoll Abstand, da aus dem Loch dunkler Rauch aufstieg. Barry rümpfte die Nase. Es stank entsetzlich. Da nahm er eine Bewegung wahr.

Eine skelettierte Hand hielt sich am oberen Rand des Kraters fest. Eine zweite Hand erschien und aus dem Loch zog sich eine Gestalt des Schreckens, eine Gestalt, die es gar nicht geben durfte.

Aus dem Krater erhob sich ein Skelett.

Es trug einen zerschlissenen Umhang, der einst sehr prachtvoll gewesen sein musste. Auf dem Kopf trug es eine schiefe, altertümliche Krone. Zwei weitere ungelenke Gestalten krochen hinterher. Auch sie trugen altertümliche Kleidung, die vermodert und an vielen Stellen eingerissen war, aber noch immer konnte man den vergangenen Prunk und Reichtum an ihnen erkennen.

Barry rann es eiskalt den Rücken herunter, als er einsehen musste, dass die Gestalten, die da vor ihm aus der Tiefe emporstiegen, keine Menschen sein konnten. Haut- und Fleischfetzen hingen an ihnen herunter, die Schädel waren komplett skelettiert. Sie stanken so fürchterlich nach Tod und Verwesung.

Barry wagte kaum noch zu atmen und konnte seinen Blick nicht von ihnen abwenden. Aus dem schwarzen Schlund erhoben sich tatsächlich lebende Leichen. Tote aus einer längst vergangenen Zeit.

„Ach du Scheiße, Barry“, flüsterte Danny, der sich vorsichtig rückwärts bewegte. „Weißt du, wer die drei sind?“ Ohne eine Antwort abzuwarten hauchte er: „Das sind die Drei Heiligen Könige! Die aus dem Morgenland. Das sind Zombies, Barry! Zombies!“

Danny lachte kreischend auf und steigerte sich in ein hysterisches Heulen hinein.

Dann verstummte er plötzlich. Er wollte sich gerade auf der Stelle herumwerfen und Fersengeld geben, da hatte der erste Untote ihn bereits gepackt und zog ihn zu sich. Danny schaute in das verwesene Gesicht, sah in die untoten Augen und als der Zombie brüllend sein Maul öffnete, begann er zu kreischen wie noch nie in seinem Leben.

Mit Entsetzen musste Barry Newn mit ansehen, wie sein Kumpan Danny von dem untoten Ding angegriffen wurde. Für einen kurzen Moment war er gelähmt

vor Angst und dem Grauen, das diese Ungeheuer ausstrahlten. Aber er wäre nicht Barry Newn, wenn er seine Freunde jetzt im Stich lassen würde. Schließlich war er auf der Straße aufgewachsen und das war nicht seine erste Schlacht. Mit einem wütenden Schrei zog er sein langes Messer, welches schon so manches Blut gekostet hatte.

Barry stürzte auf den Zombie zu, der Danny mittlerweile mit einem Arm hochhielt und ihm die Kehle zudrückte. Ohne Vorwarnung stieß Barry Newn dem Zombie das Messer in den Rücken. Dass er dabei den einst prächtigen Königsmantel zerfetzte, war ihm völlig egal. Es knirschte, als die breite Klinge in den vermodernden Körper eindrang.

Der Untote zuckte herum, starrte Barry mit seinen toten, kalten Augen an und schleuderte Danny schließlich wie ein Stück Abfall einfach weg.

Der Zombie brüllte erneut auf und griff mit beiden Armen nach Barry. Unter dem Mantel kamen mit Geschwüren übersäte Extremitäten zum Vorschein. Hautfetzen hingen an den Fingern herab und ließen die blanken Knochen hervorschauen.

Geschickt wich Barry aus, versetzte dem Zombie einen Stoß und zog sein Messer aus dem Rücken des Untoten. Obwohl er sich bewusst war, dass es ein sinnloses Unterfangen war, hieb er nochmals mit der scharfen Klinge zu. Das Monster aus dem Krater brüllte vor Wut auf und schlug nach Barry, der gerade im rechtzeitigen Moment seine Stichwaffe losgelassen hatte.

„Scheiße, Scheiße, Scheiße!“

Barry sah sich gehetzt um. Sein italienischer Freund lag einige Meter von ihm entfernt auf dem Boden und rührte sich nicht mehr. Sein Kopf stand in einem unnatürlichen Winkel von seinem Körper ab.

Wo war Gerald?

Barry versuchte Abstand zwischen sich und die lebenden Leichen zu bekommen. Da hörte er hinter sich Gerald schreien. Er drehte sich um und sah wie der Zombie mit der schiefen Krone auf dem Kopf seine verfaulten Zähne in Gerald's Hals grub. Blut spritzte hoch und Gerald brach gurgelnd zusammen. Der Zombie aber ließ von ihm und wandte sich Barry zu.

„Das kann alles nicht wahr sein!“, schoss es Barry durch den Kopf. „Das ist ein einziger Albtraum. Ich muss hier weg!“

Woher der dritte Zombie auf einmal kam, konnte Barry nicht sagen. Als er lossprinten wollte, war er plötzlich da und versperrte ihm den Weg. Ein letztes Mal blitzte sein Überlebenswille auf.

„Dann eben auf die harte Tour.“

Aus dem Stand heraus explodierte Barry Newn förmlich und wollte seinen Gegner mit einem Bodycheck aus dem Weg rammen. Der Zombie krallte sich in Barry's Jacke fest und beide fielen zu Boden. Barry verlor kurz die Übersicht und wurde vom Gestank des verwesenden Ungeheuers fast ohnmächtig. Mit seinen schweren Stiefeln trat Barry unentwegt auf den Zombie ein. Doch dessen skelettierte Hände wollten sich einfach nicht von ihm lösen.

Da trat der zweite Untote heran und schlug unvermittelt zu. Der Hieb traf Barry's Schädel. Sofort wurde seine rechte Gesichtshälfte taub und er nahm alles nur noch in Zeitlupentempo wahr. Er wurde hochgezerrt und mitgeschleift. Er sah, wie sich Danny und Gerald wieder erhoben. Für einen kurzen Augenblick konnte er in ihre toten Augen blicken.

Dann blieben die Zombie-Könige abrupt stehen. Sie hatten Barry vor den Krater gezerrt. Als sie ihn schließlich in die schwarze Dunkelheit stießen, glaubte er in das Gesicht des Teufels zu fallen, dessen Maul sich fauchend öffnete und ihn schließlich verschlang.

*

Sir Powell, Suko und ich saßen in der Zentrale der Metropolitan Police und sollten uns Video-Aufnahmen zu einem höchst ungewöhnlichen Phänomen ansehen. Chief Inspector Pete Shannon begleitete moderierend unseren Besuch bei den Kollegen.

„Wie Sie ja wissen, Gentlemen, wurden in den vergangenen Jahren innerhalb des Großraums London eine Vielzahl von Kameras installiert, um möglichen Terroranschlägen und anderen Bedrohungen des Königreiches präventiv zu begegnen. Leider übersteigt die Anzahl der Kameras und der damit einhergehenden Aufnahmen unsere Personalkapazitäten um ein Vielfaches, sodass die Auswertungen eher ungenügend denn wirksam sind. So leid es mir tut.“

„Es ist ja nicht ihre Schuld, Chief Inspector“, schaltete sich Sir James ein.

„Natürlich nicht, Sir, ich wollte es nur erwähnt haben. Wir wurden auf diese Aufnahmen aufmerksam, weil es in den besagten Straßen zu einem plötzlichen Abfall des Wasserdrucks kam. Dieser wurde durch den vermeintlichen, wie soll ich sagen, Einschlag eines derzeit noch unbekanntes Objektes verursacht. Glücklicherweise oder leider, je nach Standpunkt, gibt es von diesem Ereignis Amateuraufnahmen, die zeigen, dass ein

Objekt vor genau einer halben Stunde um exakt 16:25 Uhr Ortszeit niedergegangen ist.“

„Was soll das heißen?“, fuhr ich dazwischen.

„Das soll heißen, Oberinspektor Sinclair, dass bereits Aufnahmen von Privatpersonen auf diversen Internetplattformen existieren, die genau zeigen, dass es einen sogenannten Impact gegeben hat. Leider liegt uns noch keinerlei Klassifizierung diesbezüglich vor.“

So langsam aber sicher, regte mich der formale Ton meines Kollegen auf, auch wenn er natürlich nur seine Arbeit erledigte, genau wie wir.

„Wenn Sie bitte Ihre Aufmerksamkeit auf den großen Monitor zu Ihrer Linken lenken würden, Gentlemen, da laufen in wenigen Augenblicken die der Meinung unserer Experten nach aussagekräftigsten Privataufnahmen.“

Wir richteten unsere Blicke auf den großen Monitor, auf dem auch sogleich ein Bild erschien. Zuerst verwackelt und mit allerlei Geräuschen im Hintergrund, aber dann konnten wir ganz klar einen schwarzen Gegenstand am Londoner Himmel erkennen, der sich eindeutig bewegte.

„Unsere Experten sind sich sicher, dass es sich hierbei um keinerlei Flugobjekt im klassischen Sinne handelt. Es ist weder ein Heißluftballon noch eine Flugdrohne. Allerdings müssen wir zugeben, dass wir nicht sagen können, um was es sich handelt.“

Chief Inspector Pete Shannon verlangsamte mit einer Fernbedienung die Vorführung und meinte dienstbeflissen: „Jetzt, meine Herren, werden Sie Zeugen, wie das Objekt schneller wird und, nun ja, abstürzt.“

Die Aufnahme wurde wieder in normaler Geschwindigkeit abgespielt und wir sahen, was uns der Chief Inspector bereits beschrieben hatte. Die Aufnahme endete abrupt, als das Objekt hinter einigen Häuserfassaden außer Sichtweite geriet.

„Die folgenden Aufzeichnungen haben wir dann kurz nach dem Einschlag gesichtet. Sie stammen von unseren eigenen Kameras.“

In einer recht dürftigen Auflösung sahen wir den Einschlag und die Detonation. Ziemlich unscharf, aber leider eindeutig erkennbar mussten wir mit ansehen, wie aus dem Loch im Boden drei unheimliche Gestalten emporkletterten und drei Männer angriffen. Es endete in einem Blutbad. Einer der Männer wurde in den Krater geschleudert, während sich die anderen beiden ebenfalls in Untote verwandelten.

„Mein Gott!“ Ich presste die Worte durch meine Lippen. „Das hat uns gerade noch gefehlt. Zur Weihnachtszeit wandeln Untote durch London.“

Zu Officer Shannon gewandt fragte ich: „Sir, können

Sie in etwa sagen, wie viele Menschen dort in diesem Gebiet leben?“ „Offiziell ist dort niemand gemeldet. Wir müssen jedoch davon ausgehen, dass rund ein Dutzend obdachloser Männer und Frauen dort Unterschlupf finden. Kriminelle Elemente nicht mit eingerechnet.“ Der Kollege wandte sich ab und fasste sich kurz ans Ohr. „Verstanden!“

Zu uns gerichtet berichtete er: „Wie man mir soeben mitteilte, wird gerade über sämtliche Nachrichtenkanäle publiziert, dass ein terroristischer Anschlag mit einer Drohne verhindert wurde. Special Forces sind vor Ort und weitere Einsatzkräfte riegeln das Gebiet weiträumig ab. Derzeit gibt es noch keinen Einsatzbefehl für Rettungskräfte.“

„Schätze, das ist Ihr Stichwort, Gentlemen,“ sagte Sir Powell und rückte seine Brillengläser zurecht. Ich starrte noch immer auf die Monitore, auf denen die Aufnahmen in einer Schleife immer wieder abgespielt wurden.

„Einen Moment noch, Sir. Können wir näher heranzoomen? Ich möchte mir diese drei Kameraden da mal genauer betrachten.“ Das Bild stoppte über den drei schrecklichen Gestalten und wurde vergrößert. Zuerst konnte man nichts erkennen, aber dann wurde das Bild schärfer. Deutlich stachen die Horrorfratzen hervor. Auffallend seltsam war ihre zerschlissene Kleidung, die aussah wie aus einem alten Historienfilm.

„Hat der tatsächlich eine Krone auf dem Kopf?“, fragte Suko ungläubig.

„Sag mir jetzt bitte nicht, dass wir es mit einem Königszombie zu tun bekommen“, gab ich entnervt zurück.

„Wenn dann wohl eher mit dreien.“ Suko deutete auf den Bildschirm. Verdammt. Mein Freund hatte Recht. Bei dem einen Untoten war die gewundene Krone auf dem blanken Totenschädel ein untrügliches Zeichen für die Königswürde. Die anderen beiden standen dem aber in nichts nach. In der Klauenhand des zweiten war ein goldenes Zepter undeutlich zu erkennen, während der dritte an einer Kette eine Art Reichsapfel zu schwingen schien.

„Aber was wollen die hier? Die royale Hochzeit ist längst vorbei.“ Suko zuckte mit den Schultern. Wir waren ziemlich ratlos.

„Wenn mir die Bemerkung gestattet ist, Gentlemen“, räusperte sich Sir James im Hintergrund. „Wie Sie wissen, bevorzuge ich es, mich in Bezug auf die Ermittlungsarbeiten Ihrer Fälle stets herauszuhalten. In diesem Fall jedoch würde ich vorschlagen, die frühchristliche Mythologie in Betracht zu ziehen. Dort sehe

ich eventuell eine Spur. Bedenken Sie die unnatürliche Erscheinung, die Jahreszeit und das Datum sowie die Kleidung unserer drei Besucher.“

Wir schwiegen und ließen die Worte unseres Chefs auf uns wirken.

„Sie meinen“, begann der Chief Inspector langsam, „dass das dort unten sowas wie die Könige aus dem Morgenland sind?“ Jetzt schaltete sich auch Suko ein.

„Was wiederum zur Folge hätte, dass die drei einer Art Stern gefolgt sind, um die Niederkunft eines Kindes zu begleiten. Und wir wissen leider nur zu gut, wer demnächst ein was auch immer auf die Welt bringen will.“

„Die Dunkle Mutter“, sagte ich mit tonloser Stimme. Chief Inspector Pete Shannon schaute uns ratlos an.

„Bingo!“, sagte Suko. „Wir wissen aus Erfahrung, dass der Gegenseite nichts Besseres einfällt, als all die heiligen und göttlichen Geschehnisse nachzuahmen und zu pervertieren. Was würde sich da besser eignen als Weihnachten?“

Suko hatte den Nagel auf den Kopf getroffen.

„Demnach würden uns die drei Zombies aus dem Morgenland direkt zur Dunklen Mutter führen?“, führte ich den Gedanken zu Ende. „Anzunehmen!“, schaltete sich Sir Powell wieder ein.

„Dann sollten wir uns endlich auf den Weg machen! Wir müssen ihre Niederkunft mit allen Mitteln verhindern.“

Sir James hatte bereits sein Mobiltelefon in der Hand und sah mich an: „Ich werde Ihnen, soweit es geht, den Weg freimachen. Die Einsatzkräfte vor Ort sollen sich zurückhalten. Erledigen Sie das Weibsstück und ihre Brut ein für alle Mal, John.“

Wir ließen einen ziemlich verwirrten Chief Inspector Pete Shannon zurück, der uns fragend hinterhersah. Aber der Chief Inspector war jetzt nicht mehr unser Problem.

*

Unser Chef hatte Wort gehalten. Das Gebiet um den Krater war weiträumig abgesperrt worden. Wir stellten unseren Wagen in der Nähe bei den Kollegen ab, die dafür sorgten, dass keine Unbefugten Zutritt zu dem weitläufigen Gelände bekamen. Ich hatte den Eindruck, dass sie uns ansahen, als wären wir die Ghostbusters im Einsatz. Zumindest kam es mir so vor.

Suko öffnete den Kofferraum und wir nahmen unsere Waffen an uns. Die silberne Banane steckte ich mir hinten in den Gürtel. Ein neues Stück magische Kreide verschwand in meiner Tasche, ebenso wie zwei

Ersatzmagazine mit Silberkugeln für meine Beretta und eine Phiolen Weihwasser.

Suko nahm ehrfürchtig das Schwert Kusanagi-no-tsuri an sich. Die graue Krone der Ninja, die ihren Träger unsichtbar machte, steckte er in einen kleinen Beutel, den er sich umhängte.

Trotz unseres Waffenarsenals vermisste ich das weißmagische Amulett, welches uns im Kampf gegen die Dunkle Mutter zugefallen war. Ich hatte es Amber überlassen müssen, damit diese es gegen ihre böse Schwester Cattiva einsetzen konnte. Wir konnten nur hoffen, dass es Amber gelungen war, sich gegen ihre Schwester zu behaupten, so dass sie uns im Kampf gegen die Dunkle Mutter unterstützen konnte. Ich schob die Gedanken an Amber und ihr Schicksal beiseite. Ich musste einen klaren Kopf bewahren. Die bevorstehende Konfrontation würde uns einiges abfordern.

Ich drehte mich zu Suko um. Wir nickten uns stumm zu und machten uns auf den Weg durch die Absperrungen. Einsatzkräfte der Special Forces sah ich keine, dafür genügend Kollegen der Metropolitan Police. Einige nickten uns aufmunternd zu, andere zeigten uns den erhobenen Daumen. Je weiter wir vorgingen, desto weiter zogen sie sich zurück, bis Suko und ich schließlich alleine waren. Die unheimliche Stille jagte mir einen Schauer über den Rücken.

Wir konnten das große Loch in der Straße schon von weitem sehen. Zum Glück hatten die Einsatzkräfte einige lichtstarke Strahler aufgestellt und nach ihrem Abzug in Betrieb gelassen. Wir konnten die blutigen Spuren des grausamen Angriffs auf dem schmutzigen Asphalt deutlich erkennen.

Vorsichtig näherten wir uns dem Krater. Eigentlich hatte ich damit gerechnet, dass sich mein Kreuz erwärmen würde, denn hier am gähnenden Abgrund musste die Konzentration der dämonischen Energie am höchsten sein. Aber mein Talisman meldete sich nicht.

Ich hatte inzwischen die Beretta gezogen und schussbereit in der rechten Hand, während ich mit meiner Stablampe in der linken einen kleinen Lichtstrahl in den dunklen Abgrund hinabschickte. Weder ich noch Suko konnten in dieser endlosen Schwärze irgendetwas sehen. Aus dem Krater wurden intervallartig kleine, nach Schwefel stinkende Dampfwolken emporgestoßen. Angewidert zogen wir uns zurück.

„Nicht gerade einladend, oder?“, sagte mein Partner. „Nein, ganz und gar nicht.“

„Wie wollen wir da runterkommen?“

„Wollen will ich gar nicht. Ich würde jetzt viel lieber in

einem gemütlichen Pub sitzen, anstatt in dieser Kälte ...“
Da zerriss ein Schuss die Stille.

Sofort gingen wir in die Hocke, um kein leichtes Ziel zu bieten. Aus dem Augenwinkel heraus nahm ich eine Bewegung wahr. Ich schwenkte meinen Waffenarm, jederzeit bereit abzudrücken. Keine zwei Meter entfernt stapfte ein Zombie auf uns zu, dem der Kopf zu großen Teilen weggerissen worden war. Nur eine Armlänge vor uns knickte er ein und fiel der Länge nach hin. Er würde sich niemals wieder erheben.

Noch immer in gebückter Haltung suchte ich nach dem Schützen und als ich es schließlich von einem der Dächer hell blinken sah, richtete ich mich auf und atmete erleichtert auf.

„Schätze, wir dürfen dem Kollegen dort oben demnächst mal einen ausgeben“, sagte ich und deutete auf den Scharfschützen, der uns durch seinen Schuss buchstäblich den Hintern gerettet hatte.

Der Krater hatte uns beide so sehr in seinen Bann gezogen, dass wir den Untoten, der sich von hinten an uns herangeschlichen hatte, nicht bemerkt hatten. Ich winkte hoch in Richtung des Kollegen und zeigte ihm meinen hochehobenen Daumen.

Der Wiedergänger trug moderne Kleidung.

Wahrscheinlich war er eines der Opfer, die wir in den Aufzeichnungen gesehen hatten.

„Wir können nicht zulassen, dass hier Zombies frei herumlaufen. Wir müssen uns aufteilen“, meinte ich nachdenklich. „Ich kann mir nicht vorstellen, dass wir in den Abgrund da steigen müssen. Die Dunkle Mutter wird sich nicht am Grunde eines Kraters verstecken.“

„Zumal wir bis jetzt auch noch keinen Beweis dafür haben, dass sie die Fäden im Hintergrund zieht. Das sind bis jetzt nur unsere Spekulationen, John.“

In diesem Moment meldete sich mein Quälgeist. Ich fischte das Gerät umständlich aus meiner Jackentasche und nahm das Gespräch entgegen.

„Sinclair!“, bellte es aus dem Lautsprecher. „Gewöhnen Sie sich in Zukunft an, den technischen Standards zu entsprechen, wenn Sie an einer unserer Operationen teilnehmen. Das Gleiche gilt für Ihren Kollegen. Wenigstens haben Sie ein Mobiltelefon. Sonst hätte ich den ganzen Weg zu Ihnen laufen müssen, um Ihnen zu sagen, dass meine Männer weitere Personen gesichtet haben, die sich ungewöhnlich durch das Einsatzgebiet bewegen.“ Ich hatte den Captain dieser Spezialeinheit schon ein paar Mal getroffen und seine markante Stimme war es, anhand der ich ihn identifizieren konnte.

„Hören Sie zu, Oberinspektor. Die Zielobjekte wurden

östlich von Ihnen gesichtet. Dort ist es jedoch dunkler als normal, da anscheinend das Stromnetz zusammengebrochen ist. Meine Männer werden ein paar unserer Signalfackeln entzünden, um Ihnen die Orientierung zu erleichtern. Bitte bedenken Sie, dass diese Dinger nicht ewig brennen. Gutes Gelingen! Und nicht vergessen, Sinclair: Das nächste Mal nur noch mit Funk und Headset. Telefonieren ist mir zu Old School. Over and out!“

Wie auf Kommando wurden einige Leuchtfackeln entzündet und wiesen uns den Weg. Dorthin, wo die Zombies gesichtet worden waren. Dorthin, wo der Tod wartete. Ich nickte Suko zu.

„Dann lass uns mal aufräumen.“

Wir schritten die verlassene Straße entlang. Leicht versetzt, wie es uns in der Polizeischule in unzähligen Übungen immer wieder eingetrichtert worden war. Die Signalfackeln warfen ein gespenstisch rotes Licht auf die dem Verfall überlassenen Fabrikhallen. Man hätte meinen können, dass Suko und ich allein auf der Welt waren, so verlassen und ruhig lag das Gelände vor uns. Die Stahlgerippe der leeren Hallen stachen in den dunklen Abendhimmel und ein sehr bedrückendes Gefühl breitete sich in meinem Magen aus.

Wir hasteten weiter von einer Signalfackel zur nächsten, bis schließlich keine weitere mehr zu sehen war. Wir blieben stehen und sahen uns um.

Trotz des bengalischen Feuers konnten wir kaum etwas erkennen. Die Kreuzung, an der wir standen, lag bis auf die sprühenden Funken der Fackel vollkommen im Dunkeln. Angestrengt versuchte ich in der Dunkelheit etwas ausfindig zu machen. Irgendeinen Hinweis auf die Untoten. Es blieb gespenstisch ruhig.

„Wo sind sie?“, flüsterte Suko.

Ich setzte bereits zu einer Antwort an, als hoch über uns eine Leuchtrakete quer über die komplette Kreuzung schoss und wir klar und deutlich zwei der tumben Gestalten sehen konnten. Der eine schleifte die Kette mit dem Reichsapfel hinter sich her, während der andere sein Zepter umklammerte, das jetzt wie ein Fanal aufleuchtete. Der Zombie mit der Krone hingegen war nirgends zu sehen. Die beiden durchquerten ein großes Fabrikgelände und waren im nächsten Moment um die Ecke verschwunden.

Unvermittelt brüllte es in unserem Rücken auf und ein Zombie kam wankend aus einer halb zerfallenen Ruine auf uns zu.

„Das ist meiner!“, rief Suko. „Kümmere du dich um die anderen.“

Ich nickte nur und rannte los.

*

Suko hätte den Untoten einfach niederschließen können, aber er wollte keine Silberkugel verschwenden. Noch wusste er nicht, mit wie vielen Gegnern sie es zu tun hatten.

Er zog die Peitsche, schlug einen Kreis und die drei Riemen aus Dämonenhaut rutschen heraus.

Der Zombie streckte seine Arme aus und wollte nach Suko greifen, doch dieser wich geschickt aus und stieß ihn mit dem Fuß weg. Das höllische Geschöpf torkelte und fiel schließlich zu Boden, stand aber sofort wieder auf. Suko konnte gerade noch die klaffende Wunde im Hals des Untoten erkennen, als die Fackel ausbrannte und die Gegend in kompletter Finsternis versank.

Trotz der Dunkelheit war Suko nicht blind. Aus dem Handgelenk schlug er zu. Die Riemen fächerten auseinander und trafen ihr Ziel in dem Moment, als sich der Zombie aufgerichtet hatte. Suko hörte es kurz zischen. Er glaubte dort, wo die Peitsche getroffen hatte, Rauch aufsteigen zu sehen. Es knackte noch einmal hässlich, als der Kopf des untoten Geschöpfes auf dem Beton aufschlug. Dann lag der Zombie still und rührte sich nicht mehr.

Suko atmete kurz durch, verstaute seine Peitsche wieder und lief in die Richtung, in die John Sinclair vor wenigen Augenblicken verschwunden war. Er machte sich auf und versuchte zu seinem Freund aufzuschließen.

Als er jedoch um die Ecke bog, glaubte Suko, dass sein Verstand ihm einen bösen Streich spielte. Eine ganze Horde Zombies stand reglos auf der verlassenen Straße und glotzte ihn stupide an. Als wäre irgendwo ein Startschuss gefallen, setzten sich die Zombies in Bewegung und stürmten brüllend auf Suko zu.

*

Ich hetzte durch die Dunkelheit und verfluchte sie gleichzeitig. Im Gegensatz zu den Wiedergängern benötigte ich schon ein wenig Licht, um mich zu orientieren. Ich hatte definitiv keine Lust, in irgendeinen offenen Schacht zu stürzen, oder mich sonst irgendwie an dem überall herumliegenden Schutt zu verletzen. Der starke Lichtstrahl meiner Stableuchte verpasste der Umgebung ein gespenstisches Aussehen. Die Industriebrachen wirkten noch unheimlicher als ohnehin schon.

Ich hielt die Lampe ein wenig höher und konnte vor mir die beiden Zombies ausmachen, die auf irgendetwas zu

warten schienen. Für mich waren die beiden Untoten Balthasar und Melchior. Der Kronenzombie musste demnach Kaspar sein. Dass ich sie direkt anleuchtete, schien ihnen nichts auszumachen.

Trotzdem entschloss ich mich dazu, abzuwarten. Ich hätte sie aus dieser Entfernung mit der Beretta und der silbernen Banane angreifen und womöglich relativ schnell erledigen können. Solange sie jedoch nicht angriffen, würde ich versuchen herauszufinden, welches Ziel sie verfolgten.

Woher plötzlich der dritte Zombie gekommen war, konnte ich nicht mehr sagen. Die schiefe Krone auf seinem Knochenschädel wirkte genauso skurril wie das kleine Mädchen, dass er an seiner skelettierten Hand hielt. Ungläubig verfolgte ich die unheimliche Szene.

Das Mädchen schien den Untoten zu führen. Energisch zog sie ihn in eine bestimmte Richtung, während sich die beiden anderen Zombies als Eskorte rechts und links positionierten. Mit Schrecken musste ich feststellen, dass ich das Mädchen kannte. Es war eine der Schülerinnen, die vor einigen Wochen von der Dunklen Mutter entführt worden waren. Anscheinend hatte die Dämonin doch mehr Kinder in ihren Bann gezogen, als wir angenommen hatten.

Egal, es war jetzt keine Zeit, über Versäumnisse welcher Art auch immer nachzudenken.

Die gruselige Formation durchschritt ein großes Tor und wurde von der Dunkelheit verschluckt. Mit großen Schritten näherte ich mich dem Durchgang und verharnte kurz, schließlich wollte ich den drei Toten aus dem Morgenland nicht direkt in die Arme laufen.

Meine Stableuchte steckte ich wieder ein, da aus dem ersten Stock ein flackerndes Licht nach unten drang. Ich nahm die steinerne Treppe nach oben und konnte Fackeln erkennen, die einen Durchgang erhellten, der in eine ehemalige Produktionshalle zu führen schien. Ich vernahm verschiedene Geräusche. Angefangen von tapsenden Schritten bis hin zu dem Geflüster einer Rezitation.

Die Beretta im Anschlag näherte ich mich Schritt für Schritt. Ich sah einen hellen Lichtschein, der nur von einem Feuer ausgehen konnte. Langsam pirschte ich mich voran und riskierte schließlich einen Blick um die Ecke.

Auf einem Thron aus Stein saß die Dunkle Mutter in all ihrer schrecklichen Pracht. Das helle Gesicht mit den hohen Wangenknochen stach aus der Dunkelheit hervor. Ihre toten, eisblauen Augen schienen zu brennen. Ihr Körper war in einen schwarzen Habit gehüllt und wenn

ich mich recht erinnere, hatte ich sie noch nie ohne ihn gesehen.

Die Untoten knieten vor ihr nieder und huldigten ihrer Herrin. Das Mädchen, dessen Name mir nicht mehr einfiel, stand neben dem Thron und ließ sich von der Mater Andhera über die Wange streicheln. Von meinem Platz aus konnte ich trotz ihres weiten Ordenskleides deutlich den prallen Babybauch der Dunklen Mutter erkennen. Die Niederkunft musste unmittelbar bevorstehen. Mit einem Ruck richtete die Dunkle Mutter ihren Kopf in meine Richtung und lächelte mokant: „Willkommen, John Sinclair. Ich habe dich bereits erwartet! Heute ganz allein? Wo hast du den Chinesen und das kleine Aibonmädchen gelassen?“

Laut dröhnte ihr Lachen durch die ehemalige Werkshalle und sorgte dafür, dass mir ein eiskalter Schauer den Rücken hinablief. Links und rechts neben ihrem Thron entbrannten zwei Fackeln und schickten riesige Feuersäulen in die Höhe.

Ich war der Dunklen Mutter in die Falle gegangen.

*

Suko sah die Horde der Zombies auf sich zustürmen. Er sah grauenhaft entstellte Fratzen, tote, milchige Augen, zerfetzte Kehlen und überall frische blutige Wunden. Die Untoten vor ihm mussten die unglückseligen Bewohner des Stadtviertels sein. Es war ihr trauriges Schicksal, dass sie sich zur falschen Zeit am falschen Ort aufgehalten hatten.

Das alles registrierte Suko innerhalb einer Sekunde und er reagierte. Er wusste, dass er dieser Übermacht nicht entkommen konnte. Alles, was er brauchte, war Zeit, um seine Waffen zu ziehen.

Er drehte auf dem Absatz herum und wollte lossprinten, als er an einem der vielen Schlaglöcher ausrutschte und der Länge nach hinfiel. Ehe er sich aufrappeln konnte, waren die Untoten schon heran. Sie stürzten sich mit ohrenbetäubendem Gebrüll auf Suko.

„*Topar!*“

In allerletzter Sekunde hatte Suko nach dem Stab des Buddha gegriffen und das heilige Wort gerufen. Die Magie des Stabes sorgte dafür, dass die Zeit für fünf Sekunden stillstand.

Suko stieß den ersten Zombie von sich weg und rollte geschickt über die Schulter auf die Beine. Er zückte das Schwert Kusanagi-no-tsurugi und ging in Angriffsstellung. Dann waren die fünf Sekunden auch schon vorbei. Die lebenden Leichen stürmten weiter.

Sie brüllten wild auf, als sie verstanden, dass ihr sicher geglaubtes Opfer nicht mehr da war. Einen Augenblick später flog auch schon der erste Kopf von seinem untoten Rumpf.

Suko war von den Zombies überrascht worden. Jetzt aber war er in seinem Element.

Ein zweiter Zombie verlor seinen Kopf. Suko trat dem nächsten Wiedergänger gegen die Brust, so dass er nach hinten flog und weitere Untote mitriss. Als sich der Untote wieder aufrichten wollte, spaltete ihm Suko mit einem Hieb den Schädel. Die japanische Klinge war kaum zu sehen, so schnell drosch Suko auf seine höllischen Gegner ein. Plötzlich wirbelte er um die eigene Achse und trennte einer untoten Frau, die sich von hinten an ihn herangeschlichen hatte, das schrecklich entstellte Haupt von Rumpf.

Der Kampf war vorbei. Er hatte keine zwei Minuten gedauert. Suko gönnte sich eine kurze Verschnaufpause und steckte das Schwert wieder weg. Er musste so schnell wie möglich seinen Freund John Sinclair finden.

*

Ich trat aus dem Schatten des Tordurchgangs und stellte mich provokant ungefähr zwanzig Yards vom Thron entfernt in die Mitte des Raumes. Gleichzeitig kam aus dem Dunkeln auf der anderen Seite des Raumes eine Gestalt. Es war: Amber!

Ihr glänzend rotes Haar fiel wallend über das grüne Kleid. Sie trug das Amulett der Dunklen Mutter offen auf ihrer Brust. Der silbrige Glanz des Artefakts verlieh ihrer Erscheinung ein majestätisches Aussehen.

Ich war erleichtert und unglaublich froh, sie so zu sehen. Bei unserer letzten Begegnung in der St. Vincent's Catholic Primary School war Amber nur mehr ein Schatten ihrer selbst gewesen. Anscheinend hatte sie sich erholen und auf die erneute Konfrontation mit ihrer bösen Schwester Cattiva vorbereiten können. Sie lächelte mir zu, während sie ruhigen Schrittes näherkam.

Schweigend nahm Amber meine Hand und drückte sie fest. Ihre warme Ausstrahlung gab mir Mut.

Wieder lachte die Mater Andhera und erhob sich von ihrem steinernen Königsstuhl. Ihr mächtiger Bauch wölbte sich enorm unter dem Habit.

Die drei Toten aus dem Morgenland stellten sich als Gefolge hinter die Dunkle Mutter. Zu beiden Seiten des Throns steckten zwei Speere im Boden, an denen große Banner hingen. Ich sah zahlreiche diabolische Symbole und die dunklen Flecken auf dem Stoff zeugten von

grausigen Blutopfern. Während der Balthasar-Zombie das Zepter in seiner Skeletthand kreisen ließ, schwang der untote Melchior seine Kette. Erst jetzt konnte ich das angespitzte, blutverschmierte Petruskreuz erkennen, welches aus dem Reichsapfel ragte.

„Die Zeit deiner Selbstüberschätzung endet heute, Mater Andhera!“, rief Amber.

Das Gesicht der Dunklen Mutter wurde zu einer hasserfüllten Grimasse. Sie fing an, wild zu gestikulieren und schrie wütend: „Ich, die gestärkt wurde durch die Kraft des Lichtbringers. Ich, die sein Zeichen im Herzen trägt und bald die Frucht der Dunkelheit gebären wird. Glaubt ihr wirklich, dass es euch gelingen kann, mich aufzuhalten? Weder mein eigenes Amulett, das ihr mir gestohlen habt, noch das Kreuz kann mir gefährlich werden. Ich bin die Dunkle Mutter und ich werde meinem Namen alle Ehre machen. Die Geburt meines Sohnes wird den Untergang eurer erbärmlichen Menschheit einleiten.“

Langsam zog ich den silbernen Bumerang aus dem Gürtel. Ich wusste, wie gefährlich die Dunkle Mutter war. Konnte sie doch schwarze Flammen erzeugen, die ihre Gegner in Sekundenschnelle verbrannten. Solange ich Amber an meiner Seite wusste, würden uns die dämonischen Flammen jedoch nichts anhaben, da die Frau aus Aibon eine Art Schutzschild erzeugen konnte. Aber meine Geduld war am Ende. Ich wollte es endlich wissen und schleuderte die weißmagische Waffe kraftvoll gegen die Mater Andhera.

Der Bumerang verließ meine Hand und jagte auf die Dämonin in Menschengestalt zu. Die Dunkle Mutter aber stand nur da und wartete. Die silberne Banane flog und flog, drehte sich unzählige Male um sich selbst. Und dann prallte das Wurfgeschoss mit einem ohrenbetäubenden Knall gegen eine unsichtbare Mauer, die für einen Moment blau aufblitzte. Scheppernd fiel der Bumerang auf den Boden, direkt vor die Füße der Dunklen Mutter, die ihn lachend aufhob und ihn siegesicher in der Hand wog. Sanft und zärtlich strich sie über das Banner auf der rechten Seite. Dort, wo ihre Hände den Stoff berührten, blitzte es bläulich auf. Ihr Lachen dröhnte durch die Halle.

Mir lief es erneut eiskalt den Rücken runter. Der mächtige Bumerang hatte versagt und wieder einmal war er in die Hände meiner Feinde gefallen.

„Du hörst mir anscheinend nie zu, John Sinclair. Du bist wirklich ungehorsam. Obwohl du ja bei unserem letzten Zusammentreffen eher süß und schüchtern warst.“

Sie kicherte.

„Das hier“, sie machte eine Pause und hielt meinen

Bumerang in die Höhe, „behalte ich zur Strafe. Es wird mir bestimmt noch gute Dienste erweisen.“

Ich fluchte in mich hinein.

„Wenn du mich jetzt bitte entschuldigen würdest. Ich habe noch ein paar wenige Vorbereitungen zu treffen. Du darfst einstweilen zu meiner Belustigung mit den Kindern spielen.“

Während plötzlich von überall her Kinder in die Halle rannten und auf uns zustürmten, zog Kaspar eines der Banner aus dem Boden. Melchior und Balthasar hoben ihre Waffen. Brüllend gingen die drei Königszombies zum Angriff über.

*

Suko fluchte wie ein Rohrspatz. Durch die Dunkelheit konnte er rein gar nichts erkennen. Nirgendwo gab es auch nur einen Lichtschimmer, an dem er sich hätte halbwegs orientieren können. Auch der abnehmende Halbmond blieb hinter Wolken versteckt. Suko hatte keine Ahnung, wohin John Sinclair und die lebenden Leichen verschwunden waren. Blindlings die Gebäude abzusuchen und auf gut Glück zu hoffen, war sinnlos. Da kam ihm eine Idee.

Es musste möglich sein, Kontakt zu den Einsatztruppen aufzunehmen. Er musste die Special Forces überzeugen, dass sie ihm halfen. Suko nahm die Beine in die Hand und rannte die menschenleeren Straßen zurück zum Ausgangspunkt.

*

Amber packte mich am Arm und wir gaben Fersengeld. Sie schrie verzweifelt, während wir zum Tordurchgang rannten: „Nein, nein, nein. Das ist nicht wahr! Keine Kinder! Sie sind unschuldig. Keine Kinder!“

Ambers Stimme überschlug sich und hallte schrill in meinen Ohren, die ich mir unter normalen Umständen zugehalten hätte. Wir verlangsamten unser Tempo und blieben schließlich keuchend stehen. Wir konnten nicht entkommen. Es waren zu viele Kinder.

Ich holte die magische Kreide aus meiner Tasche und zeichnete in Windeseile einen simplen Schutzkreis um uns herum. Mein Kreuz legte ich in die Mitte auf den Boden. Sofort fing es zu leuchten an. Einige wenige Schutzsymbole konnte ich noch ergänzen, bevor uns die dämonische Brut eingekreist hatte.

Die drei Zombies aus dem Morgenland stampften mit ihren rostigen Waffen auf uns zu. Kaspar stieß mit

seinem Speer-Banner immer wieder drohend in unsere Richtung.

Als er mit der rostigen Speerspitze in die Schutzzone eindrang, fuhr ein Blitz aus dem Kreuz den Speer entlang und ließ das satanische Banner sofort in Flammen aufgehen, was der Zombiekönig mit einem wütenden Brüllen quittierte.

Die Kinder um uns herum fauchten und griffen nach uns, wobei ihre kleinen Hände wie Klauen geformt waren. Noch hielt der Schutzkreis sie davon ab, sich uns zu nähern. Wie lange konnte das gut gehen?

Das Kreuz strahlte heller auf. Es spürte die schwarzmagische Aura unserer Feinde. Was würde passieren, wenn ich es aktivierte? Konnte ich es riskieren, oder würden auch die Kinder durch seine Magie vernichtet werden?

Sie waren schwarzmagisch verändert, natürlich, sie standen unter dem Bann der Dunklen Mutter. Aber waren sie schon so weit degeneriert, dass wir sie nicht mehr retten konnten?

Die Kinder brüllten weiter auf uns ein und immer wieder wollten sie nach uns greifen. Die Beretta konnte mir im Moment auch nicht helfen, da ich nicht auf die Zombies anlegen konnte, ohne dass mir eines der Kinder in die Schussbahn laufen würde. Wir konnten von Glück sagen, dass der weißmagische Kreis immer noch hielt. Die Schutzsymbole allein hätten womöglich nicht so lange durchgehalten, mein Talisman aber war die ideale Ergänzung.

„Es reicht!“, schrie Amber, streifte sich das Amulett vom Hals und bevor ich zu einer Reaktion fähig war, begab sie sich aus der Schutzzone und presste dem nächstbesten Kind das Amulett auf die Stirn. Es schrie einmal auf und fiel dann sofort bewusstlos zu Boden. Zahllose Kinderhände griffen nach Amber und versuchten sie zu Boden zu ziehen. Die Kinder fletschten die Zähne und knurrten wild, doch Amber gelang es zwei weitere von ihnen in die Bewusstlosigkeit zu schicken, bevor sie verletzt werden konnte.

Jetzt setzte ich alles auf eine Karte. Ich nutzte eine Lücke im Belagerungsring unserer Gegner und sprang aus dem Kreis. Die Trainingseinheiten mit Suko zeigten Erfolg, denn ich rollte mich perfekt über die Schulter ab und kam geschmeidig wieder auf die Füße. Sofort richteten die Zombies ihre Waffen auf mich. Ich trat dem Balathasar-Zombie in den Bauch, so dass er nach hinten fiel und Melchior mit seiner Kette gleich mit sich umriss. Ich ahnte die Bewegung mehr, als dass ich sie sah, und drehte mich um die eigene Achse. Haarscharf stach die

Speerspitze an mir vorbei. Ich packte den Speer und schleuderte den Kaspar-Zombie mit aller Kraft von uns weg.

Dröhnend hallte die Stimme durch den Raum: „*Legiones satanae! Receptum!*“

Unsere Gegner machten kehrt, rannten los und verschwanden durch den Tordurchgang. Selbst die drei Königszombies waren weg.

Heerscharen des Teufels, Rückzug?

Nie hätte ich gedacht, dass sich mein Schullatein einmal so auszahlen würde. Trotzdem hatte ich keine Ahnung, warum die Dunkle Mutter plötzlich den Rückzug befohlen hatte. Keuchend stützte ich meine Arme auf die Oberschenkel und atmete tief durch.

Leises Wimmern ließ mich aufblicken und ich sah Amber tränenüberströmt über die bewusstlosen Kinder gebeugt. Amber weinte.

„Das hätte niemals passieren dürfen“, schluchzte sie. „Nicht die Kinder!“

Dann schrie sie es so laut heraus, dass ich zusammenzuckte: „N I E M A L S !!!“

Bevor ich irgendetwas entgegen konnte, hörte ich sie knurren. Ihr Kopf zuckte hoch und ich sah wieder diesen Ausdruck in ihren Augen, wie an dem Tag, als sie mir das Amulett der Dunklen Mutter abgenommen hatte.

„Sie ist da, John. Meine Schwester! Sie ist da.“

„Wo ist sie? Kannst du sie sehen?“

„Ich muss mich ihr alleine stellen, John. Kümmere du dich um die Kinder und um die Dunkle Mutter.“ Amber drückte mir das silberne Amulett in die Hand. „Hier, nimm du es. Damit kannst du den Bann dieser Kreatur durchbrechen und die Kinder retten.“

„Aber du ..“, begann ich, wurde aber sofort von ihr unterbrochen.

„Es tut mir leid, dass ich dir das Amulett abgenommen habe. Ich habe mich geirrt. Im Kampf gegen meine Schwester nützt es mir nichts. Ich hatte es damals in Aibon ja auch nicht.“

Sie richtete sich auf und hatte immer noch diesen harten und unbarmherzigen Ausdruck in ihrem Gesicht.

„Keine Sorge, John Sinclair. Wir werden uns wiedersehen.“

Sie gab mir einen Kuss auf die Wange und verschwand die Treppen hinab. Ihre Schritte verhallten und plötzlich war ich von vollkommener Stille umgeben.

Das Amulett hingte ich mir um den Hals. Dann hob ich mein Kreuz vom Boden auf. Die Kreide-Symbole waren allesamt verschwunden, was mich nicht wirklich wunderte. Sie hatten gehalten, so lange sie konnten.

Ich drückte Amber im Stillen die Daumen und drehte mich um. Kein Laut war zu hören.

„Also gut, Geisterjäger“, sagte ich zu mir selbst. „Jetzt sieh zu, dass du dir deinen Bumerang zurückholst!“

*

Die Halle war verwaist. Lediglich die Fackeln brannten noch und schickten ihr zuckendes Licht durch den großen Raum. Der Thron war leer. Nichts deutete mehr darauf hin, dass hier bis vor wenigen Minuten noch eine Höllenschar besessener Kinder und altertümlicher Zombies die Halle bevölkert hatten. Ich ging näher und nahm den Thron genauer in Augenschein. Was ich mir davon versprach, wusste ich selbst nicht, aber irgendwo musste ich ja ansetzen.

Als ich den Thron erreichte, erwärmte sich mein Kreuz. Langsam drehte ich mich um. Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich Ambers böse Schwester: Cattiva war gekommen.

Sie stand vielleicht fünfzig Yards entfernt von mir am anderen Ende der großen Halle. Ihre schwarz-magische Aura musste enorm sein, wenn mein Kreuz sie bereits auf diese Distanz wahrnahm. Eigentlich hatte ich eine in Schwarz gekleidete Gestalt erwartet.

Doch Cattiva trug eher erdfarbene und auf mich farblos wirkende Kleidung. Die Hose schien aus braunem Leinen zu bestehen, während das hochgeschlossene Hemd eindeutig aus tierischen Materialien gefertigt war. Eine aus verschiedenen Lederflicken zusammengenähte Weste stand dazu im krassen Gegensatz. Sie hatte ihre Hände lässig in die Taschen gesteckt und verhielt sich damit eher wie ein aufmüpfiger Teenager, als eine gefährliche und todbringende Frau. Die grauen Haare standen ebenso wie bei ihrer Schwester wirr vom Kopf ab und wurden nur ungenügend von einem schwarzen Lederband gebündelt.

Während Ambers Gesicht glatt und jugendlich feminin wirkte, waren die Züge von Cattiva verhärtet und von Falten durchzogen. Ein Außenstehender hätte niemals vermutet, dass die beiden Frauen Zwillingsschwestern waren. Cattiva machte auf mich eher den Eindruck einer alten, verbitterten Kreatur.

„Du bist also der Mensch mit dem Kreuz! Der, den sie den Geisterjäger nennen. Oder vielmehr, du warst es. Ich bin hier, um dich zu vernichten.“ Ihre Stimme war dunkel und rau. Die beiden waren wirklich so unterschiedlich wie Himmel und Hölle.

„Hallo, Cattiva! Wieso warten wir nicht auf deine

Schwester? Eine Familienzusammenführung sozusagen.“

„Sie wird nicht mehr kommen! Ich habe sie besiegt.“

„Das übliche, überhebliche Gerede von dämonischem Abschaum wie dir. Ich glaube dir einfach nicht. Mein Tag war bis jetzt nicht gerade der beste. Da hast du mir gerade noch gefehlt. Also entweder du verschwindest wieder und lässt mich und deine Schwester in Ruhe, oder du versuchst, dich zur Abwechslung einmal mit einem ebenbürtigen Gegner zu messen. Ich bin es nämlich einfach leid.“

Ich hatte den Mund bewusst ziemlich vollgenommen, denn ich wollte Cattiva provozieren.

Ihr Angriff ließ nicht lange auf sich warten, aber durch Ambers Erzählungen wusste ich, was auf mich zukam. In diesem Fall raste es sogar auf mich zu. Cattiva streckte ihre Hände aus und ihre Augen funkelten gefährlich. Sie schrie irgendetwas, das ich nicht verstehen konnte. Ich sah nur, wie eine farblose Energiewelle auf mich zuschoss. Schützend hielt ich meinen Talisman vor den Körper.

Es krachte heftig und ich erhielt einen Schlag, als wäre ich mit einem eisernen Schild attackiert worden. Ich wurde nach hinten geschleudert, konnte mich aber gleich wieder fangen. Cattiva schien es ähnlich ergangen zu sein, aber sie hatte den Schlag nicht absorbieren können. Sie lag am Boden und mühte sich schwerfällig wieder auf die Beine. Ich hielt das Kreuz in meiner linken Hand und die entsicherte Beretta in der rechten. Die Distanz zwischen uns verringerte ich mit vorgehaltener Waffe.

Ich musste höllisch vorsichtig sein. Cattiva war noch nicht besiegt. Einem Vampir, Ghoul oder Zombie hätte ich die unheilige Existenz mit einer Silberkugel beendet. Hier lag die Sache aber etwas anders. Ambers Schwester war nach wie vor ein Mensch, auch wenn sie ihre Kräfte für die andere Seite einsetzte. Plötzlich steckte ich in einem Dilemma. Würde die Berührung mit dem Kreuz Cattiva vernichten?

Bei den Kindern hatte ich gezögert, das Kreuz einzusetzen. Hier waren anscheinend fremde Magien am Werk. Was war mit dem Amulett der Dunklen Mutter? Glaubte man Ambers Worten, dann war es bei Cattiva nutzlos.

Cattiva richtete sich auf und knurrte mich an. Meine Beretta schien sie nicht im Geringsten zu beeindrucken. Möglicherweise wusste sie auch gar nicht, was das für eine Waffe war. Vor meinem Kreuz allerdings hatte sie, nun ja, einen höllischen Respekt.

„Eins zu null für dich, Kreuzträger. Aber das Spiel ist

noch nicht vorbei.“ Sie wischte sich mit der Hand über den Mund. Ehe ich reagiere konnte, wirbelte sie herum und traf meine Hand mit der Beretta. Ein Schuss löste sich und traf Cattiva in die linke Schulter.

Vor Schreck ließ ich mein Kreuz fallen. Ambers Schwester schrie auf. Sie heulte und hielt sich die blutende Schulter. Ein unheimliches Röhren in meinem Rücken ließ mich herumfahren. Kaspar stürmte mit seinem Speer auf mich zu. Wieder machte ich einen Schritt zur Seite und zog an der gefährlichen Waffe. Als der verwesende Körper an mir vorbeistolperte, stellte ich ihm ein Bein und sah den Knochenmann fallen. Ich hob die Beretta, legte an und zog den Stecher durch. Die Kugel hätte eigentlich den beinernen Schädel durchschlagen müssen, aber das Silbergeschoss prallte ab, ohne überhaupt den kleinsten Schaden angerichtet zu haben.

Ein nicht druckreifer Fluch verließ meine Lippen.

Der Kaspar-Zombie rappelte sich auf und starrte mich durch seine schwarzen Augenhöhlen an. Dann rollte mir ein höhnisches Lachen entgegen. Das Kreuz war außer Reichweite und ehe ich es hätte an mich bringen können, wäre der Königszombie längst über mich gekommen. Ich wollte gerade ein zweites Mal auf das Ungeheuer anlegen, als mein Arm die Tasche meines Sakkos streifte. Die Phiole mit dem Weihwasser! Die hatte ich ganz vergessen.

Der Zombie brüllte erneut auf und wollte auf mich losstürmen, als ihn die Phiole mitten in die Skelettfratze traf. Er heulte auf, taumelte zurück und schrie mehr vor Wut als vor Schmerz. Rauch stieg von seinem Schädel auf und ich sah, wie das heilige Wasser Furchen durch den Schädel zog. Erneut legte ich an und drückte eiskalt ab. Die Kugel zerfetzte den Schädel. Die Krone fiel polternd zu Boden und wurde vom Staub des sich auflösenden Kaspar-Zombies bedeckt.

Mein Blick schweifte kurz über die Überreste. Cattiva jedoch war verschwunden.

Da hörte ich Ambers Schrei. Ohne Verschnaufpause lief ich los. Einmal mehr durchquerte ich diesen komischen Tordurchgang und rannte die Treppe nach unten, da der Schrei eindeutig von dort gekommen war.

Am Ende der Treppe fand ich sie. Amber lag verletzt auf den Stufen. Blut sickerte aus ihrer rechten Schulter. Mit schmerzverzerrtem Gesicht versuchte sie die Blutung zu stoppen. Sie presste ihre Hand auf die Wunde, aber es quoll immer mehr Blut hervor.

„Meine Schwester“, stammelte sie. „Es war Cattiva.“

„Bleib ruhig, nicht reden. Wir bekommen das hin.“

Als ich mich zu ihr herunterbeugte, glitt das Amulett

hervor und begann plötzlich zu vibrieren. Rasch nahm ich es ab. Es vibrierte immer stärker. Ich bog Ambers Hand zurück und presste das Artefakt auf die Wunde. Es zischte und Amber schrie kurz auf. Aber die Blutung war gestoppt.

„Die Zeit drängt, John. Lass mich hier. Du hast das Amulett. Du hast das Kreuz. Vernichte sie. Vernichte die Dunkle Mutter!“ „Was ist mit deiner Schwester?“, wollte ich wissen. „Dieser Kampf wird nicht heute entschieden werden. Geh jetzt. Ich komme zurecht. Geh!“

Jetzt war es an mir, Amber einen Kuss zu geben.

„Ich werde bald wieder da sein.“

Zum zweiten Mal stieg ich die Treppen hinauf. So allmählich hatte ich die Schnauze gestrichen voll. Ich war hier nur der Spielball in einem Flipperspiel und wurde von Bumper zu Bumper geschleudert, ohne dass ich irgendeinen Einfluss auf die Richtung hätte nehmen können. Das sollte jetzt verdammt noch mal ein Ende haben.

Das Kinderlachen hinter mir hörte ich noch. Als ich mich aber umdrehen wollte, sah ich nur noch aus den Augenwinkeln, wie der Balthasar-Zombie mit seinem verfluchten Zepter ausholte und mir das Ding gegen den Kopf schlug. Wie vom Blitz getroffen fiel ich um und hatte erst einmal Sendepause.

*

Als ich wieder zu mir kam, konnte ich nicht sagen, wie viele Minuten vergangen waren, seitdem man mich niedergeschlagen hatte. Jedenfalls gefiel mir das Erwachen nicht sonderlich. Als ich meine Augen öffnete, registrierte ich neben den fürchterlichen Kopfschmerzen, dass ich genau vor dem Thron der Dunklen Mutter lag, die mich grinsend ansah. Ihr gewaltiger Bauch spannte sich unter ihrer Soutane. Die Geburt musste unmittelbar bevorstehen.

Ich lag hilflos auf dem Rücken. Die Dunkle Mutter stand über mir und lachte mich aus.

„So endet es also, Sohn des Lichts.“

Ich umklammerte mein Kreuz mit der rechten Hand, wohl wissend, dass diese widerliche Kreatur dagegen immun war. Kein Suko, keine Amber, keiner meiner Kampfgefährten war greifbar. Ich lag allein auf weiter Flur und wartete auf den Tod.

„Du warst nützlich, solange es dienlich war. Jetzt bist du nur noch lästig. Das Kreuz in deiner Hand werde ich als Quell steter Energie verwenden, um meine Feinde mit der schwarzen Flamme des Teufels zu vernichten.“

Geisterjäger John Sinclair. Deine Zeit ist abgelaufen. Möchtest du für mich noch ein letztes Mal die Formel rufen. Nur für mich? Dafür gewähre ich dir sogar Einblick in das Allerheiligste einer Frau. Ich zeige dir das, was ihr Männer so heiß begehrt.“

Die Dunkle Mutter nestelte an ihrer Soutane, als wollte sie es hochraffen.

Mühsam brachte ich hervor: „Danke, ich verzichte. Mich würde eher interessieren, wer der Vater deiner Brut ist.“ Sie lachte auf.

„Kannst du dir das nicht denken, Geisterjäger? Niemand geringeres als Matthias, der Sohn der Dunkelheit, Luzifers Stellvertreter auf Erden! Seine Omnipotenz des Bösen und meine Fähigkeiten werden den Antichristen neu definieren. Eine neue Ära wird anbrechen, John Sinclair, und du weißt: Nach deinem Tod wird es keinen weiteren Sohn des Lichts mehr geben. Niemand wird uns aufhalten.“

Die Dunkle Mutter stand jetzt genau rittlings über mir. „Niemals!“, schrie ich, drehte das Kreuz in meiner Hand und stieß es genau zwischen ihre Beine. Dann explodierte es.

Krampfhaft hielt ich meinen Talisman fest, während sich die weißmagische Energie in die Eingeweide der Dunklen Mutter fraß. Sie schrie und zog sich kreischend die Soutane über ihren Bauch. Durch die Bauchdecke konnte man sehen, wie das Feuer meines Talismans die heranwachsende Brut des Sohns der Dunkelheit vernichtete. Die glühende Silhouette des in Flammen stehenden Balgs wurde kleiner. Die Dunkle Mutter brannte förmlich aus. Sie schrie vor Schmerzen, als die Frucht ihres Leibes als schwarzes verbranntes Etwas aus ihr herausrann. Das war meine Chance und ich ergriff den Bumerang, den sie sich in ihren Gürtel gesteckt hatte. Das Kreuz sorgte dafür, dass die öligen Überreste des Sohns des Teufels in einer stinkenden Wolke verbrannten.

War das die Gelegenheit, die Dunkle Mutter ein für alle Mal zu vernichten?

Ich wollte die Formel rufen, aber just in diesem Moment erstrahlte der gesamte Hintergrund eisblau. Die Dunkle Mutter wurde in eine aufglühende Teufelsfratze gezogen. Und dann war sie mit einem Mal weg.

Leider galt das nicht für die verbliebenen Toten aus dem Morgenland. Melchior ließ seine Kette rasseln, die blutige Königs-Insignie schlug auf dem Boden auf. Noch immer nicht ganz auf der Höhe versuchte ich mich aufzurichten, da war dieser verfluchte Untote bereits heran und wollte mit seiner tödlichen Waffe zuschlagen. In meinem Zustand hätte ich unmöglich ausweichen

können. Ich wankte, konnte mich kaum aufrecht halten. Da fiel der Arm des Zombies einfach ab. Der Morgenstern polterte gefahrlos auf den Boden. Dann flog der Kopf des Untoten vom Rumpf und ich erkannte erleichtert Suko mit Kusanagi in seinen Händen.

Der Torso kippte um und war bereits zu Staub zerfallen, als er den Boden berührte. Der letzte der drei Toten aus dem Morgenland begann zu knurren und wusste nicht, wem er sich jetzt zuwenden sollte.

„Der gehört jetzt mir!“, rief Amber, die, woher auch immer, aufgetaucht war. Ihre rechte Schulter war provisorisch verbunden und ihr Arm hing in einer Schlinge. Doch sie ließ sich nicht davon behindern und bewegte sich auf den Zombie zu. Dieser glotzte sie stupide an, hob sein Zepter und wollte es Amber gerade ins Gesicht schmettern, als sie, trotz ihrer Verletzung, ihre Hände hob. Eine weiße Kugel materialisierte sich und fuhr dem Untoten ins Gesicht. Es sah so aus, als würde die Kreatur der Hölle die Kugel schlucken, doch sie fuhr dem lebenden Toten durch den Mund in den Schädel und ließ ihn platzen.

Eine stinkende Fontäne schoss aus dem verwesten Körper. Der Balthasar-Zombie knickte ein und verging ebenso wie seine beiden Brüder. Endlich hatten wir es geschafft.

*

„Wo bist du so lange geblieben?“, maulte ich Suko nicht ernst gemeint an und schaute dabei demonstrativ auf meine Uhr. „Es ist schon acht Uhr.“

„Fünf vor acht, um genau zu sein. Du bist ja einfach verschwunden und hast mich mit einer Horde Zombies alleingelassen. Danach musste ich den kompletten Weg zurück, bis ich auf die Einsatzkräfte gestoßen bin. Erst mit ihrer Hilfe konnte ich lokalisieren, wo du warst. War nicht ganz so einfach, weißt du? Draußen war es nämlich dunkel. Wärmekameras und Restlichtverstärker wirken nicht immer gegen Magie. Und außerdem bist du ja auch nicht an dein Telefon gegangen.“

Ich grinste breit und umarmte ihn.

„Ist die Dunkle Mutter vernichtet?“

„Ich befürchte nein. Allerdings konnten wir zumindest die Geburt ihres Sohns verhindern.“

„Das wäre ja fast ein ganz besonderes Weihnachtsfest geworden.“

Ich wandte mich an Amber: „Was hast du jetzt vor?“

„Ich gehe zurück nach Aibon, John. Dort habe ich mit Elohim und dem Roten Ryan Freunde. Diese Welt hier gefällt mir nicht.“

„Und deine Schwester?“

„Sie wird mich finden, egal, in welcher Welt ich bin. Danke, dass du mich gerettet hast.“

Wir umarmten uns und hielten uns eine kurze Zeit fest. Dann machte sie sich auf und verschwand schweigend.

„Was machen wir jetzt?“, fragte Suko.

„Wir haben Schulden bei den Kollegen. Wie wäre es, wenn wir die einlösen?“

„Absolut nichts dagegen“, strahlte mir Suko entgegen.

„Gut. Die Kollegen mit Sicherheit auch nicht. Ich schätze, nicht nur ich brauche jetzt ein Guinness.“

Freunde, ihr könnt euch sicher denken, dass es nicht bei einem Guinness blieb. Diese Wintersonnenwende wurde für uns tatsächlich zur längsten Nacht des Jahres. Und am nächsten Morgen folgte auch ich dann einem hellen Stern, der mir den Weg nach Hause wies.

Bring mir den Kopf der Dunklen Mutter

Dünne Rauchfahnen stiegen in das Mondlicht. Es war unnatürlich still. Die Tiere des Waldes hatten sich vor Angst verkrochen. Jetzt aber züngelten die ersten Flammen durch das Birkenreisig. Holz knackte. Funken stoben. Der Wind frischte auf und im Nu hatte das Feuer um sich gegriffen.

Inmitten des Holzhaufens stand ein vielleicht zwei Meter großes Kruzifix aus dunkler Eiche. Das Kreuz stand auf dem Kopf. Im nächsten Moment leckten die ersten Flammen über das Gesicht des gefallenen Erlösers. Das Feuer entsandte eine intensive Hitze.

Das schien die dreizehn Frauen ebenso wenig zu stören wie die beiden ausgebluteten Leichen, die wie weggeworfener Unrat achtlos unter einem nahen Gebüsch lagen. Genau diese beiden unglückseligen Männer waren es gewesen, die das Kruzifix aus der nur fünf Meilen entfernten Dorfkirche gestohlen, hierhergebracht und aufgestellt hatten. Sie hatten es nicht umsonst getan. Aber anders, als man es ihnen versprochen hatte.

Vier der Frauen hatten die beiden Männer in einem überfüllten Pub angesprochen, angemacht und sie so lange aufgegeilt, bis sie Wachs in ihren Händen waren. Die Aussicht auf zweimal zwei attraktive und vor allem willige Frauen hatte den Verstand der jungen Männer tief in ihrem unteren Körperbereich verschwinden lassen.

Nachdem die beiden das Kruzifix gestohlen und hier auf der kleinen Lichtung aufgestellt hatten, erwarteten sie mit gestärkter Männlichkeit ihre Belohnung. Und sie bekamen sie. Das teuflische Quartett zeigte ihnen sein wahres Gesicht. Die vier wunderschönen und wohlgeformten Frauen verwandelten sich in Sekundenschnelle in alte missgestaltete Vettel, die über die vor Schreck gelähmten Männer herfielen. Sie rissen ihnen die Halsschlagadern auf, fraßen sich in ihr Gemächt und schauten mit perverser Freude dabei zu, wie das Blut aus ihren Körpern floss. Als die zerfetzten Wunden irgendwann aufgehört hatten zu bluten, packten sie die Männer und warfen die Leichen, ohne sie noch eines weiteren Blickes zu würdigen, in das nächste Gebüsch.

Jetzt waren das Knacken der brennenden Zweige und das Prasseln des Feuers laut und deutlich zu hören. Die dreizehn Frauen waren unterschiedlichen Alters und verschiedener Herkunft. Sie hielten immer noch einen

gebührenden Abstand zum Scheiterhaufen. Obwohl der Kopf des Heilands bereits in Flammen stand, trauten sie sich nicht, näher heranzugehen.

„Fürchtet euch nicht, meine Schwestern! Dieser Götze kann uns nichts mehr anhaben. Gleich wird er ganz in Flammen stehen und euer Unwohlsein verschwinden. Dann werden wir gemeinsam die Ekstase des Hexentanzes zu Ehren der großen Mutter feiern. Meine Schwestern! Lasst uns mit der Zeremonie beginnen.“

Die Frau hatte die Worte laut und eindringlich gesprochen. Ein Ruck schien durch die versammelten Frauen zu gehen, die sich nun alle an den Händen fassten und einen Kreis um das Feuer schlossen. Sie gingen los. Zuerst langsam, dann immer schneller, bis der Reigen wie wahnsinnig um den Scheiterhaufen raste.

Als die Flammen schließlich das komplette Kruzifix erfasst hatten und der gekreuzigte Sohn Gottes verbrannt und verkohlt in sich zusammenfiel, lösten die Hexen den Kreis auf und begannen laut zu schreien. Sie tanzten, wirbelten herum und umrundeten mit lauten Gesängen immer wieder das brennende Kreuz.

„Mahamatera! Mahamatera! Mahamatera!“

*

Stillschweigend hatte die Frau den Kreis verlassen und sich auf eine kleine Anhöhe zurückgezogen. Von hier beobachtete sie wohlwollend das Geschehen.

Assunga war das Oberhaupt der Hexen. Sie war die Vampirhexe, die Schattenhexe, die erste Dienerin der großen Mutter. Ihre unheilige Schar folgte den Gesetzen der Urmutter Lilith. Assunga war nicht entgangen, dass sich unlängst Unruhe unter ihren Hexenschwestern ausgebreitet hatte.

Gerüchte gingen um. Die Hölle wolle die Hexen verstoßen. Es gebe eine neue Mutter. Eine Dunkle Mutter. Ein Geschöpf der Hölle in einem menschlichen Körper. Schwarze und weiße Magie in einer Frau vereint.

Assunga kannte die Gerüchte der Hölle. Daher sah sie noch keinen Grund zur Beunruhigung. Es gab viel Geschwätz. Dennoch war sie auf der Hut. Ihre Entscheidung, den letzten Wintervollmond in der Nähe von Blackmoore zu feiern, war gefährlich. Aber sie brauchte eine Demonstration der Macht. Dieser

Hexentanz war eine Botschaft an die Hölle und an die Menschen. Die Hexen würden sich nicht verkriechen. Sie waren immer noch da.

Mit verschränkten Armen blickte die Schattenhexe majestätisch und gönnerhaft auf den von ihr handverlesenen Reigen der Hexen.

„Bravo, Assunga, Bravo! Wie würden die Menschen heute dazu sagen? Ganz großes Kino.“ Assunga hörte, wie jemand hinter ihr höhnisch applaudierte. Instinktiv zog sie ihren Umhang enger an den Körper, um notfalls mit ihm in eine andere Dimension oder Zeit verschwinden zu können. Langsam drehte sich Assunga um.

Einige Meter entfernt stand eine Frau, die eine Art schwarzes Ordenskleid trug. Ihre eisblauen Augen schienen sich in den Körper der Schattenhexe bohren zu wollen. Assunga wusste genau, dass sie diese Frau noch nie gesehen hatte. Als hätten die Hexen ein Zeichen erhalten, stoppten sie ihr Treiben und starrten zu ihrem Oberhaupt. Keine von ihnen wagte es, auch nur ein Sterbenswörtchen von sich zu geben.

„Wer bist du, dass du es wagst, unseren Hexentanz zu stören?“

Die Frau mit den eisblauen Augen lächelte ihr mokant zu. „Ich bin Mater Andhera. Nenne mich die Dunkle Mutter, wenn das für dich einfacher ist.“

Assunga hörte, wie ihre Hexen die Luft scharf einsogen. Einige zischten gefährlich.

Noch immer hielt die Vampirhexe ihren Zaubermantel fest um sich geschlossen.

„Was willst du Mater Andhera?“

„Nun, ich wollte mich eigentlich von der Stärke deiner Hexen überzeugen, mit denen du hier eurer Urmutter huldigst. Einen netten Tanz habt ihr da aufgeführt. Ihr solltet mit der Nummer im Zirkus auftreten. Wirklich. Ihr habt Talent!“ Bevor die Schattenhexe etwas erwidern konnte, fuhr die Dunkle Mutter fort: „Mir kam zu Ohren, dass du und deine Hexen über eine besondere Magie verfügt. Und davon wollte ich mich selbst überzeugen!“

„Wer soll das gesagt haben?“ Assungas Mundwinkel waren vor Zorn verzerrt, ihre Worte nur undeutlich zu verstehen.

„Es war Luzifer, der Lichtbringer!“

Assunga schwieg.

Luzifer? Der Name des Höllenfürsten rief ungeliebte Erinnerungen in ihr wach. Mit Luzifer zusammen hatte die Hexe damals die Vampirwelt erschaffen. Dracula II alias Will Mallmann hatte dort geherrscht. Aber das alles war längst Vergangenheit. Dracula II war vernichtet. Die Vampirwelt gab es nicht mehr. Was also wollte Luzifer?

Assunga musste sich eingestehen, dass sie erstaunt war. Diese Mater Andhera hatte quasi eine Empfehlung des absolut Bösen bekommen. Die Vampirhexe diente letztendlich Lilith. Und Lilith und Luzifer befanden sich in einem ewigen Clinch.

„Ich diene Lilith“, presste Assunga wütend hervor.

„Als erste Hure des Himmels hat sie sich Luzifer hingegeben. Das solltest besonders du wissen!“

„Was bedeutet das schon?“ „Nichts weniger, als dass auch sie dem Lichtbringer dienen muss. Genauso wie ihre Hexen, die sich dem Bösen für jetzt und für alle Zeiten anbieten und um seine Gunst buhlen.“

Die Schattenhexe verengte gefährlich ihre Augen. „Was willst du, Mater Andhera? Du kommst zu uns und sprichst in Rätseln. Ich soll dich von meiner Kraft überzeugen? Das kannst du haben!“

Von einem Moment auf den anderen war Assunga verschwunden. Die Dunkle Mutter seufzte laut, stemmte ihre Hände in die Hüften, schaute zu Boden und schüttelte den Kopf.

„Nein, nein, nein, Assunga-Schätzchen. Dich und deinen Zaubermantel kenne ich. Mich interessieren deine Hexen. Ihre besonderen Kräfte finde ich bemerkenswert, wenn es denn stimmt, was mir der Lichtbringer geschildert hat und ich hege keinerlei Zweifel an seinen Worten. Warum auch?“

Mittlerweile hatten die Hexen ihren Kreis dichter um die Dunkle Mutter gezogen. Diese schien sich aber gar nicht daran zu stören. Im Gegenteil. Sie genoss die Aufmerksamkeit, die ihr Erscheinen bei den teuflischen Frauen erregt hatte.

Wie aus heiterem Himmel erschien Assunga hinter der Dunklen Mutter. Die Schattenhexe spreizte ihre Finger und wollte gerade ihre Magie gegen die Mater Andhera einsetzen, als sie urplötzlich zurücktaumelte.

„Hier bist du also. Ich habe mich schon gefragt, wann dieses Dimensionsgehöse endlich aufhört.“

Die Dunkle Mutter wandte sich um und blickte der Schattenhexe direkt ins Gesicht. Ihre eisblauen Augen bekamen einen hellen Schimmer und wirkten mit einem Mal so intensiv, dass sich einige der Hexen abwandten.

„Eigentlich wollte ich mir deine Hexen nur für eine Mission ausleihen. Ganz ohne Palaver. Ein Gefallen, von Dämon zu Dämon, auch wenn du im Grunde nur eine unfähige Vampirhexe unter einem tollen Deckmäntelchen bist. Aber anscheinend hat die Loyalität unter Unseresgleichen doch sehr gelitten. Schade eigentlich. Aber so schade nun auch wieder nicht.“

Ein weißer Blitz zuckte vom Himmel und blendete alle

bis auf die Dunkle Mutter. Eine Glocke aus weißem Licht stülpte sich über Assunga. Zwei weitere Blitze lösten sich aus der Kuppel, ergriffen die Arme der Vampirhexe und rissen sie nach oben. Mit ausgebreiteten Armen schwebte sie in einem Dom aus Licht. Gekreuzigt ohne Kreuz. Gefesselt von den Lichtstrahlen weißer Magie. Ihre Hexen-Schwester hörten sie hilflos stöhnen. Schmerzerfüllt warf die Schattenhexe ihren Kopf hin und her.

„Jetzt nützt dir dein Reisemantel auch nichts mehr, Assunga.“ Die Dunkle Mutter schritt triumphierend auf die Halbkugel zu. „Aber gräme dich nicht. Die Fesseln werden dich nicht vernichten. Sie werden dir nur ein paar Schmerzen zufügen. Vernichten wird dich die Kuppel. Sie wird sich verdichten und kleiner werden, immer kleiner und kleiner. Und dann wird dich das Licht zerquetschen wie ein Insekt. Aber das bist du ja schließlich auch: Ungeziefer!“

Schrill und böse lachte die Dunkle Mutter auf und klatschte übermütig in die Hände. Mit einem Mal verschwand jegliche Freude aus dem Gesicht der Mater Andhera und sie wandte sich den Hexen zu, die mit Entsetzen hatten miterleben müssen, wie ihre Anführerin gefangen gehalten und erniedrigt wurde.

„Seht her“, sagte die Dunkle Mutter und breitete ihre Arme aus wie eine richtige Mutter, die ihre Kinder in die Arme schließen wollte. „Die große Assunga wird euch leider nicht mehr führen können. Seht ihr das? Ja? Dann sagt mir: Was wollt ihr? Wollt ihr endlich eure Kräfte einsetzen und den armseligen Menschen wieder zeigen, was es heißt, eine Hexe zu sein. Wir werden uns nicht länger verstecken. Wir werden uns das nehmen, was uns gehört.“ Sie machte eine kleine Pause. „Kommt mit mir. Schließt euch mir an. Lasst die Macht der Hexen neu erstarken. Lasst uns über die Welt der Menschen herrschen. Wir bringen das Reich des Schreckens, die dunkle Kraft und seine Herrlichkeit.“

Die Dunkle Mutter hatte sich immer weiter in ihre Litanei hineingesteigert und ihre Stimme zu einem schrillen Ton erhoben. Die Hexen waren jetzt komplett in ihrem Bann. Sie rief: „Hinter mir steht die geballte Macht Luzifers. Hinter uns steht die gesamte Hölle!“

Den letzten Satz schrie die Menschdämonin förmlich in die Nacht hinaus und die dreizehn Hexen jubelten ihr zu. Sie rissen ihre Arme hoch und schrien nun ebenfalls vor entsetzlicher Freude. Zufrieden hieß die Mater Andhera ihre neue Gefolgschaft willkommen und lächelte auf sie herab. Langsam drehte sich die Dunkle Mutter um und blickte befriedigt in das schreckensverzerrte Gesicht von

Assunga. Die Kuppel aus weißer Magie, die sie dank der Kraft des silbernen Kreuzes beschworen hatte, würde die Schattenhexe vernichten und dann in sich zusammenfallen. Sie konnte also zum zweiten Teil ihres teuflischen Plans übergehen. Die Dunkle Mutter war sehr zufrieden.

*

Obwohl sie noch nicht lange wieder in ihrer Heimat war, hatte sie bereits jedes Gefühl für Zeit verloren. Schon allein die Tatsache, dass sie wieder hier sein durfte, machte sie außerordentlich glücklich. Die gesamte Umgebung, die grünen Wiesen, die Wälder, diese wunderbar reine Luft. Sie liebte diesen Teil des Reiches, das sich das Paradies der Druiden nannte.

Aibon, das Land der Eichenkundigen. Paradies auf der einen Seite, Hölle auf der anderen. Kein anderes Reich war so von der Dualität der Kräfte geprägt. Die Auseinandersetzungen der jüngsten Vergangenheit hätten das Land fast zerrissen. Dennoch liebte Amber dieses Land und wollte nie wieder weg von hier. Hier war sie aufgewachsen. Hier wollte sie ihr restliches Leben verbringen. Selbst jetzt, hier im Angesicht des Todes am Grab ihrer Großmutter Nana, spürte sie bei all ihrer Trauer Hoffnung und Glück. Die junge rothaarige Frau nahm in Gedanken Abschied von ihrer Großmutter. Die Bewegung hatte sie nur aus dem Augenwinkel wahrgenommen. Sie duckte sich in das nahe Unterholz und hoffte, dass sie nicht bemerkt worden war. Sie musste stets auf der Hut sein. Sie wusste, dass ihre böse Zwillingschwester Cattiva noch immer am Leben war und ihr nach dem ihren trachtete. Dazu kam, dass sie sich auf der Erde neue Feinde gemacht hatte. Allerdings hatte sie auch neue Freunde gefunden, die an ihrer Seite kämpften. Sie hoffte inständig, dass sie John Sinclair eines Tages wiedersehen würde.

Amber verharrte im Dickicht und versuchte ihre Muskeln trotz der unangenehmen Haltung zu entspannen. Sie hörte eine Bewegung zu ihrer Linken. Vorsichtig bog sie einige Farnhalme zur Seite und versuchte, einen Blick auf ihren Verfolger zu erhaschen.

Dort stand er. In all seiner schönen und zugleich schrecklichen Pracht. Nur wenige Meter von ihrem Versteck entfernt. Er drehte ihr den Rücken zu. Nur allzu leicht hätte sie jetzt ihre Kräfte einsetzen und ihn töten können, doch das war ihr zuwider. Es musste noch eine andere Art und Weise geben, ihren Gegner zu besiegen. Der Schweiß lief ihr ins Gesicht, doch sie wagte nicht, ihn wegzuwischen. Zu leicht hätte er es mitbekommen

können. Ihren großen Eichenstab hatte sie an einen Baum gelehnt. Sie würde auch ihn nicht brauchen, um diesen Gegner zu bezwingen.

Sie hörte, wie er sich langsam und vorsichtig näherte. Amber verlagerte ihr Gewicht auf das andere Bein. Sie atmete flach, schloss kurz die Augen, sammelte sich und mit einem Mal sprang sie auf. Bevor sich der Hirsch von seinem Schreck erholen konnte, war Amber bereits auf seinen Rücken gesprungen und hielt sich an seinem Hals fest, während das Tier wild aus dem Unterholz auf die Lichtung galoppierte. Amber jauchzte vor Freude und als sie schließlich vom Rücken des Hirsches ins hohe Gras geschleudert wurde, lachte sie wie ein übermütiges Mädchen und freute sich, dass sie das Spiel diesmal gewonnen hatte. Nie hätte sie die Absicht gehabt, ein Tier zu töten. Ihr gefiel die Herausforderung, die größtenteils friedlichen Waldbewohner waffenlos zu jagen, ohne sie zu verletzen. Diese Trainingseinheit heute hatte ihr besonders gut gefallen.

Amber war gerade erst aufgestanden und hatte sich das Laub aus den Haaren geschüttelt, als sie den Schrei einer Frau hörte. Sofort war sie in Alarmbereitschaft. Aus welcher Richtung war der Hilfeschrei gekommen? Sie verhielt sich ganz still. Unbewusst griff sie nach dem großen Eichenstab, der noch immer neben ihr am Baum lehnte.

Da! Wieder ein Schrei. Danach Stille. Es folgte ein dritter Schrei und Amber stürmte durch das Unterholz auf den Waldrand zu. Dort musste die Frau sein.

Amber hatte den Wald hinter sich gelassen und rannte auf eine Anhöhe. Dahinter vermutete sie die Frau. Atemlos kam sie oben an und blickte nach unten. Vor Schreck weiteten sich ihre Augen und ihr Mund stand sprachlos offen. Da war keine Frau, sondern ein Kind, welches schier aussichtslos versuchte sich gegen gleich drei Angreifer zur Wehr zu setzen.

Zuerst dachte Amber, es wären die Männer in Grau, die zurückgekehrt waren, doch auf den zweiten Blick erkannte sie, dass es sich um drei Frauen handelte, die ein kleines Mädchen in die Zange genommen hatten und mit langen Stöcken auf sie einschlugen. Amber packte ihren harten Eichenstock fester und rannte geduckt den Abhang hinunter. Das Mädchen schrie vor Angst. Es hatte aufgehört sich zu wehren und lag nun zusammengekauert in der Mitte der drei Angreiferinnen. Amber hörte sie lachen und feixen. Ihr Zorn wuchs ins Unendliche und ihre Wut entlud sich mit einem Mal, als sie ihren Kampfstab seitlich gegen den Kopf der ihr nächsten Frau krachen

ließ. Es knackte hässlich und die Frau fiel mit einem dumpfen Laut in das niedergetrampelte Gras.

Noch mit dem Schwung des ersten Schlages drehte Amber sich um sich selbst und drosch gnadenlos auf die nächste Gegnerin ein. Die Frau wurde mit voller Wucht am Oberkörper getroffen und taumelte einige Meter zurück. Amber drehte den Kopf, fixierte den dritten Feind und stieß ihr den Stab mit einem lauten Schrei in den Bauch. Sie holte erneut aus und setzte einen seitlichen Kopftreffer. Bewusstlos fiel ihre Gegnerin ins Gras. Amber überzeugte sich rasch davon, dass ihre Gegnerinnen ausgeschaltet waren, dann wandte sie sich dem Kind zu. Sie ging in die Hocke und schaute in das tränenüberströmte Gesicht eines vielleicht sechs- oder siebenjährigen Mädchens, das vor Angst zitterte. Amber legte ihren Stab ins Gras und nahm das Mädchen in den Arm.

„Schschsch! Alles ist gut. Du bist in Sicherheit.“ Sie drückte das Mädchen an sich, legte dessen Kopf an ihre Schulter und strich ihr beruhigend durch das Haar. Sie hörte das Mädchen flüstern. „Es tut mir leid. Sie haben dich reingelegt.“

Sämtliche Alarmglocken schrillten in Ambers Kopf, doch es war bereits zu spät. Mit aller Gewalt traf sie von hinten ein Schlag und Amber wurde schwarz vor Augen.

*

Assunga spürte, wie sich die weißmagische Kuppel um sie herum Stück für Stück verdichtete. Das Licht setzte ihr zunehmend zu. Zwar hielten sich die Schmerzen noch in Grenzen, aber die Schattenhexe wusste, dass sie gnadenlos verbrennen würde, wenn der Dom sie einmal erreicht hatte.

Sie schloss die Augen und konzentrierte sich. Noch vor nicht einmal einer halben Stunde hatte sie der Großen Mutter Lilith gehuldigt. Jetzt schwebte sie hilflos und gefangen in einer Halbkugel aus weißer Magie und sah ihrer Vernichtung entgegen.

Assunga meditierte. Innerlich rezitierte sie Beschwörungen, die sie lange schon nicht mehr benutzt hatte. *“Ubba tvagne dive-dive dosavasdar tiya vayam namo bharanta emasi.”*

Die Vampirhexe versuchte es mit schwarzmagischen Schutzzaubern, aber die feindliche Macht erstickte den Aufbau ihres Zaubers bereits im Keim. Sie gab nicht auf. Assunga konnte die weißmagische Aura jetzt deutlich spüren. Ihr Kopf dröhnte. Sie wollte ihre Arme bewegen, doch die Schattenhexe war noch immer zur

Bewegungslosigkeit verdammt. Immerhin konnte sie ihre Augen schließen. Zumindest das half etwas gegen die brennenden Strahlen der leuchtenden Energiekuppel. Noch einmal begann sie ihre Beschwörungen. In einer Sprache, wie sie nur der tiefsten Hölle entstieg sein konnte, betete sie Formeln und sagte Hexensprüche auf. Sie steigerte ihren Singsang.

„*Burzum-ishi nasqanda maha-mata.*“

Assunga spürte, wie ihr die Worte aus ihrem Mund Kraft gaben. Sie intonierte erneut eine bestimmte Beschwörungsformel. Mit ihr wandte sie sich direkt an die Große Mutter. Sie flehte um den Beistand der obersten Hexenmutter. Die Schattenhexe brüllte in ihrer Verzweiflung ihren Namen laut heraus.

„*Lil-itu, Ninlil, Lilith!*“

Ein Blitz schlug unmittelbar vor der Kuppel in den Boden. Gleichzeitig war ein gewaltiger Donnerschlag zu hören, der die Erde ringsum erschütterte. Nebel wallte herauf und aus dem Nebel trat eine schwarzhaarige Frau in einer ebenso schwarzen Korsage und einem kurzen Rock aus blutigem Leder. Zwei gewundene, spitzzulaufende Hörner wuchsen aus ihrer Stirn und ihre Augen blitzten gefährlich und boshaft wie brennende Kohle in einem ansonsten äußerst attraktiven und makellosen Gesicht.

„*Nesha-mbuthar!* Sei begrüßt, Assunga! Wie ich höre, kennst du also die alten Formeln noch. Das ist schön. Ich habe sie lange nicht gehört. Und wie ich sehe, trägst du auch immer noch meinen Mantel.“ Lilith zog ihre linke Augenbraue abschätzend nach oben. „Steht dir ganz gut. Du darfst ihn weiterhin behalten!“

Sie machte eine Pause und betrachtete wütend die im Licht gekreuzigte Vampirhexe innerhalb der Kuppel aus weißer Magie.

„Allerdings steht dir dieser Heiligenschein irgendwie gar nicht. Er lässt dich so, wie soll ich sagen, alt aussehen.“

„Ich bitte dich, Lilith, oh Große Mutter, hilf mir.“

„Warum sollte ich das tun?“

„Ich bin deine ergebene Dienerin. Stets habe ich die Hexen nach deinem Vorbild geführt.“

„Und wenn schon,“ entgegnete Lilith giftig. „Glaubst du, ich könnte dich nicht ersetzen? Auch wenn du eine Vampirhexe mit gewissen Talenten bist. Ich finde jederzeit eine andere, der ich den Zaubermantel umhängen kann.“

„Natürlich. Daran besteht kein Zweifel, oh Lilith. Aber ich bezweifle, dass es in deinem Sinne ist, dass dich eines von Luzifers Geschöpfen bloßstellt.“

Lilith schwieg, ihre Augen zogen sich gefährlich

zusammen und ihr Blick wurde eiskalt.

„Ich helfe dir. Aber nur unter einer Bedingung!“

„Alles, was du willst, erhabene Lilith!“ Die Mutter aller Hexen nickte, streckte ihre Hände gen Himmel, legte ihren Kopf in den Nacken und rief voller Inbrunst:

„*Infernos, et beatosvos. Lux interficere!*“

Es folgte eine Reihe weiterer düsterer Beschwörungen, die von keiner weltlichen Zunge je wiedergegeben werden könnten. Nicht einmal Assunga hatte die Worte je gehört.

Erneut zuckte ein Blitz vom Himmel, gefolgt von einem gewaltigen Donnerschlag und die Kuppel aus weißer Magie zerstob in einem Funkenregen. Assunga fiel schwer zu Boden. Ungelenk versuchte sie aufzustehen und klopfte sich den Schmutz von ihrem Zaubermantel. „Assunga! Vielleicht ist dir diese Information hilfreich“, sagte Lilith und starrte der Schattenhexe mit brennenden Augen telepathisch entgegen. Die Schattenhexe empfing die magische Vision der Großen Mutter, nickte dankbar und senkte ihr Haupt.

„Noch eines, Assunga! Unsere Hexenkraft und der Zauber der Dunklen Mutter mögen zwar beide schwarze Magie sein, doch vergiss nie, dass sie unterschiedlich sind. Sie können sich ausgleichen, sie können sich aber auch verstärken. Nutze das zu deinem Vorteil. Und jetzt geh. Geh und bring mir den Kopf der Dunklen Mutter!“

*

Als Amber aus ihrer Ohnmacht erwachte, kam ihr ein leises Stöhnen über die Lippen. Langsam öffnete sie die Augen und stellte fest, dass es um sie herum finster war. Amber lag auf kaltem Stein und das Erste, was sie in der Dunkelheit erkennen konnte, waren Gitterstäbe. Sie blickte nach links und nach rechts und drehte sich schließlich einmal im Kreis. Sie saß inmitten eines Käfigs. Sie war gefangen.

Wie auf Kommando entzündeten sich gleichzeitig mehrere Fackeln, die in altertümlichen Halterungen an den Wänden steckten. Das Licht war gespenstisch. Der Raum, in dem sich der Käfig befand, war ein Kerker.

„Ich grüße dich, Amber. Es ist mir eine Ehre, dich hier in meinem neuen Reich begrüßen zu dürfen.“

Amber schnellte herum und schleuderte einen magischen Strahl in Richtung der Stimme. An den Gitterstäben jedoch wurde die Energie reflektiert und zurückgeworfen. Amber wurde von ihrer eigenen Kraft gepackt und gegen die Gitterstäbe geschleudert. Stöhnend sackte sie zu Boden. Ein kaltes und erbarmungsloses

Lachen brandete ihr entgegen. Als sie ihren schmerz-erfüllten Blick hob, sah sie, wie die Dunkle Mutter aus dem Schatten des Verlieses trat. An der Hand folgte ihr jenes Kind, welches Amber in Aibon vor den drei Frauen gerettet hatte.

„Deborah, Liebes! Sag Amber guten Tag. Schließlich hat sie dir doch helfen wollen.“

Das Kind an der Hand der Dunklen Mutter starrte mit ausdruckslosen Augen auf Amber, sagte jedoch nichts. Die in eine schwarze Ordenstracht gekleidete Frau mit den eisblauen Augen redete mit sanfter Stimme weiter auf das kleine Kind ein. Langsam beugte sie sich zu ihm herunter.

„Wenn du nicht reden magst, ist das auch nicht schlimm. Wichtig ist nur, dass Amber versteht, dass ihre Kräfte dank der Hexenmagie nutzlos sind.“ Wieder lachte die Mater Andhera laut auf. „Weißt Du, Debbie, ihr Käfig wird von unseren neuen Freundinnen bewacht. Und sollte Amber ihre Magie noch einmal einsetzen, wird sie sich ganz schlimm wehtun.“ Die Dunkle Mutter strich dem Mädchen zärtlich über die Wange und richtete sich wieder auf. Amber setzte sich umständlich auf und rieb ihren schmerzenden Rücken.

„Was willst du von mir?“, fragte Amber mit belegter Stimme.

„Zum einen, kleine Amber, hast du mein Amulett. Das hätte ich gern wieder, wenn auch nur aus sentimental-Gründen.“ Die Dunkle Mutter seufzte. „Zum anderen möchte ich gerne deine Schwester Cattiva kennenlernen. Im Gegensatz zu deinen Kräften sind ihre für mich von höchstem Interesse. Es gibt da gewisse synergetische Effekte, die ich gern nutzen möchte.“

„Das Amulett befindet sich im Besitz von John Sinclair. Ich habe es nicht mehr.“

Die Dunkle Mutter verzog keine Miene, doch das gefährliche Blitzen in ihren Augen machte Amber klar, dass sie vor Zorn innerlich bebte.

„Ist das so?“ Die Dunkle Mutter schritt vor dem Käfig auf und ab. „Nun denn, es ist nur eine Frage der Zeit, bis ich es wiederbekomme. Bleibt noch deine Schwester. Wo ist sie?“

„Das weiß ich nicht. Das letzte Mal bin ich auf sie getroffen, als du niederkommen wolltest. Was zum Glück durch John Sinclair verhindert wurde.“

Der wutentbrannte Schrei der Mater Andhera hallte durch das Gewölbe. Schwarze Flammen züngelten über ihre Arme, doch bevor sie das magische Feuer gegen die rothaarige Frau schicken konnte, hielt die Dunkle Mutter im letzten Moment inne. Die Flammen wurden kleiner und versiegten. Die Dunkle Mutter wusste, dass

sie Amber nicht so einfach würde loswerden können. Würde sie ihre Magie gegen die Frau aus Aibon einsetzen wollen, musste sie vorher die Hexenmagie aussetzen, was wiederum bedeutete, dass Amber sich zur Wehr setzen konnte.

Die Dunkle Mutter winkte eine der Hexen heran. Hündisch verbeugte sich diese und die Menschdämonin zischte ihr einige Worte ins Ohr. Daraufhin kicherte die Alte. Sie holte etwas aus ihrer Manteltasche hervor und warf es in die Luft. Krächzende Laute drangen aus ihrer Kehle.

Plötzlich wurde Amber von einer unsichtbaren Kraft getroffen. Sie prallte mit dem Gesicht gegen die Gitterstäbe und wurde sofort wieder zurückgestoßen. Aus einer Wunde im Gesicht blutend, blieb sie schwer keuchend in der Mitte des Hexenkäfigs liegen.

„Was ist nun, Aibonmädchen, hol deine Schwester hier her oder ich werde dafür sorgen, dass sich alle meine Hexen hier abwechselnd um dich kümmern werden.“ Kein Laut drang über Ambers Lippen. Sie hob den Blick und sah der Dunklen Mutter direkt in die Augen. Dann schüttelte sie stumm ihren Kopf.

„So wirst du es nicht schaffen, dass sie ihre Schwester holt!“, klang eine dünne Stimme durch den Kerker. Voller Zorn drehte sich die Dunkle Mutter zu Deborah herum.

„Du wagst es, mich zu belehren?“

Im selben Moment zuckten Blitze aus ihren Fingerspitzen und trafen das kleine Mädchen in die Brust. Sie schrie vor Schmerzen auf, krümmte sich und fiel zu Boden. Amber spürte, wie sich ihr Herzschlag beschleunigte. Sie spürte, wie der Zorn auf diese Bestie in ihrem Herzen mit jedem Schlag wuchs.

„Diese Frechheit werde ich dir ein für alle Mal austreiben, junge Lady!“

Ein weiterer Blitz schoss auf Deborah zu. Sie schrie und blieb dann schluchzend zusammengerollt am Boden liegen. Die Mater Andhera trat einen Schritt auf das hilflose Kind zu. Ihr Gesicht war zu einer grotesken Maske entstellt. Sie riss ihre Augen weit auf und wollte dem wimmernden Mädchen gerade den Todesstoß versetzen, als sie plötzlich stehenblieb. Da war so ein komischer Geruch, der nicht in diesen Kerker gehörte. Ozonhaltig und merkwürdig. Die Dunkle Mutter drehte sich instinktiv herum und starrte fassungslos in den leeren Käfig. Amber war verschwunden.

*

Ich kam gerade von einem Abendessen bei meinen Freunden Suko und Shao und wollte eigentlich nichts anderes mehr von diesem Tag, als bei einer kalten Dose Bier noch ein wenig in den Flimmerkasten zu starren. Es war Februar und das Londoner Wetter machte seinem schlechten Ruf alle Ehre. Seit Weihnachten hatte es, soweit ich mich erinnern konnte, ununterbrochen geregnet und ein gemütlicher Abend bei Freunden war da eine willkommene Abwechslung.

Shao kannte meine Vorliebe für die deutsche Currywurst und hatte mich mit einer köstlichen, asiatischen Variante überrascht. Das Essen hatte so sehr gemundet, dass ich mir sogar die Reste meiner dritten Portion hatte einpacken lassen. Natürlich nicht, ohne dass ich mir von einem breit grinsenden Suko vorhalten lassen musste, dass schon die erste Portion mein tägliches Kalorienbudget drastisch überstiegen hatte. Als Antwort hatte ich dann den Teller genommen und ihn restlos abgeleckt. Der wahre Gentleman genießt und schweigt.

Nun schloss ich satt und zufrieden die Wohnungstür auf und ging gleich in meine spartanische Küche, wo ich den Kühlschrank öffnete, das Restepaket verstaute und mir eine Dose Bier nahm. Ich hörte schon meinen Sessel rufen, als ich plötzlich in meinem Rücken eine Stimme vernahm.

„Du brauchst es dir gar nicht erst gemütlich machen, Geisterjäger!“

Ich wirbelte herum und vor mir stand in voller Lebensgröße Assunga, die Schattenhexe!

Gerade in letzter Zeit hatte ich wieder zunehmend mit Assunga zu tun gehabt. Dass sie unvermittelt hier bei mir in meiner Wohnung auftauchte, ließ mich zu dem Schluss kommen, dass sie mir nicht ans Leder wollte. Ich gab mich betont freundschaftlich, fand es aber ratsam, auf der Hut zu bleiben, und legte meine rechte Hand auf die Brust, wo ich unter dem Hemd die Wärme des silbernen Kreuzes spüren konnte.

„Assunga! Welch Überraschung. Was verschafft mir die Ehre deines Besuches? Bitte!“, sagte ich und deutete mit dem Kopf in Richtung des Wohnzimmers. „Nimm Platz.“

Assunga schwieg und es fiel mir schwer, ihren Blick zu deuten. Auf keinen Fall wollte ich mir hier das Heft aus der Hand nehmen lassen.

Theatralisch schlug ich mir mit der flachen Hand gegen die Stirn. „Wo sind nur meine guten Manieren geblieben. Kann ich dir etwas anbieten? Ein Glas Wasser? Ein Bier? Oder vielleicht doch besser eine Flasche Menschenblut? Ich könnte dir einen Jahrgang anbieten, dafür würdest

du dich sogar selber beißen!“

„Erspar mir bitte deine erbärmlichen Versuche, witzig zu sein.“

Sie spuckte mir die Worte förmlich ins Gesicht. Offensichtlich stand Assunga unter enormer Anspannung. Demonstrativ langsam ging ich an der Vampirhexe vorbei ins Wohnzimmer und setzte mich mit gespielter Desinteresse auf die Kante des Sofas. Was wollte sie von mir? Ich beschloss, es herauszufinden.

„Lass mich raten! Du brauchst mal wieder jemanden, der dir irgendwelche Kastanien aus irgendeinem Feuer holt!“

Assunga schaute mich vernichtend an. Hochmut lag in ihren Augen. Dann senkte sie den Blick, presste die Lippen aufeinander und zischte wie eine Höllenschlange: „Vor kurzem habe ich die Bekanntschaft einer Dame gemacht, die mir so gar nicht gefallen hat“, begann sie. „Eine Dame, die auch dir nicht unbekannt sein dürfte.“ Assunga machte eine Pause und starrte mich an. In ihren Augen brannte ein schwarzes Feuer.

„Sie nennt sich die Dunkle Mutter. Und du bist ihr schon begegnet. Hörst du, was ich sage, Sinclair?“

Ich piffte durch die Zähne. Jetzt war ich tatsächlich ganz Ohr. Ja, es stimmte, ich war der Dunklen Mutter bereits begegnet. Und es war noch nicht sehr lange her.

Ende des letzten Jahres hatte ich der Dunklen Mutter eine schwere Niederlage beigebracht. Ich war in eine Falle gelockt worden und hatte die Geburt ihres teuflischen Sohns buchstäblich in letzter Sekunde verhindern können. Die Dunkle Mutter war zwar immun gegen die Magie meines Silberkreuzes. Ihre Brut aber war es nicht gewesen. Das Kind war in ihrem Mutterleib verbrannt. Danach war die Menshdämonin verschwunden. Oder besser gesagt: Sie war mir entkommen. Und das nicht zum ersten Mal. Anscheinend aber hatte sie nun ihre Wunden geleckt und war bereit zurückzukehren. In kurzen Worten schilderte mir die Schattenhexe, wie es zu ihrem Aufeinandertreffen mit der Dunklen Mutter gekommen war.

„Sie hat mich überrumpelt, Sinclair! Und du kannst mir glauben, dass ich mich nicht freue, mit dir darüber sprechen zu müssen, aber ich habe sie unterschätzt. Nur deswegen ist es ihr gelungen, meine Hexen auf ihre Seite zu ziehen und zu verschwinden.“

Den letzten Satz knurrte sie mir gefährlich entgegen und stellte dabei ihre Vampirhauer zur Schau, die einmal mehr eindrucksvoll bewiesen, dass Assunga weitaus mehr war als eine einfache Hexe. Langsam begann ich zu verstehen. Und ich war wirklich beeindruckt, wie es die

Mater Andhera erneut geschafft hatte, die Magie meines Kreuzes für ihre Zwecke zu manipulieren.

Assunga war verzweifelt und brauchte dringend Hilfe. Darum dieser nächtliche Besuch. Die Dunkle Mutter hatte die Schattenhexe so weit erniedrigt, dass es ihr egal war, hier vor mir zu Kreuze zu kriechen. Aber ganz so leicht wollte ich es ihr nicht machen. Ich spürte instinktiv, dass mir die Vampirhexe trotz all ihrer Verzweiflung noch nicht die ganze Wahrheit gesagt hatte.

„Ich höre, was du sagst, Assunga. Die Oberhexe hat also ihre Unterhexen an eine neue Superhexe verloren. Schön und gut. Aber was willst du unternehmen? Einen direkten Gegenangriff? Weißt du überhaupt, wo sich die Dunkle Mutter jetzt aufhält? Und: Was willst du von mir?“

Ich schüttelte den Kopf und stellte die Dose Bier auf den Wohnzimmertisch, da sie mir in der Hand zu kalt wurde. „Ich bin noch immer mit meinen Hexen verbunden, Sinclair. Somit weiß ich auch, wo sie jetzt zu finden sind. Das gewährleistet natürlich nicht, dass sich dieses elende Weibsstück auch dort befindet, aber da sie irgendwas von meinen Hexenkräften gefaselt hat, gehe ich zumindest davon aus, dass wir eine reelle Chance haben, sie dort anzutreffen.“

Ich horchte auf: „Was soll das heißen *‘wir haben eine Chance’*? Glaubst du wirklich, ich schlüpfe einfach unter dein Mäntelchen und wir spielen *‘Reise, Reise’*? Und selbst wenn? Was dann? Willst du es auf einen offenen Kampf ankommen lassen?“

„Der Vorteil liegt auf unserer Seite, Geisterjäger, sie rechnet nicht mit meinem Erscheinen.“

„Das mag ja sein, Assunga, aber sag mir: Warum sollte ich dir eigentlich helfen?“

Das Gesicht der Schattenhexe verzog sich zu einer Grimasse dämonischer Freude.

„Ganz einfach, Sohn des Lichts. Weil die Dunkle Mutter die Jagd auf ein Mädchen aus Aibon eröffnet hat. Und wenn die Geschichten, die ich gehört habe, stimmen, dürfte dir dieses Mädchen nicht ganz egal sein.“

Ich zerbiss einen Fluch auf meinen Lippen. Da hatte die Schattenhexe leider recht. Das Mädchen aus Aibon hieß Amber und sie hatte mir im Kampf gegen die Dunkle Mutter zur Seite gestanden. Danach war sie nach Aibon zurückgekehrt, weil sie sich von unseren gemeinsamen Freunden, dem Roten Ryan und seinem Sohn Elohim, Hilfe im Kampf gegen ihre böse Zwillingschwester Cattiva erhoffte. Ich wusste jedoch nicht, ob sie ihnen bereits begegnet war. Geschweige denn, dass ich hätte sagen können, wo Amber jetzt war. Verdamm!

Jetzt hatte mich Assunga dort, wo sie mich die ganze Zeit über haben wollte. Mein Bauchgefühl spielte verrückt und zwang mich schließlich aufzustehen. Die Vampirhexe betrachtete mich argwöhnisch, als ich das Amulett der Dunklen Mutter aus dem Schrank nahm. Außerdem verstaute ich noch den silbernen Bumerang und steckte mir ein Ersatzmagazin mit Silberkugeln in die Jackentasche. So gerüstet war mir wesentlich wohler zumute, auch wenn ich nicht vergessen hatte, dass bis auf das Amulett bislang keine meiner Waffen stark genug gewesen war, um die Dunkle Mutter aufzuhalten. Weder die Silberkugeln noch der Bumerang. Und leider auch nicht mein silbernes Kreuz.

Ich atmete tief durch. „Ich nehme an, wir reisen mit Assunga Tours, nicht wahr?“, fragte ich.

Zum ersten Mal an diesem Abend lächelte mich die Vampirhexe an und öffnete einladend ihren Mantel.

Ich griff nach der Dose Bier, lief an Assunga vorbei in die Küche und stellte die Dose zurück in den Kühlschrank. Erstaunt blickte sie mir nach. „Du glaubst doch wohl nicht, dass ich ein warmes Bier trinken will, wenn ich nach Hause komme.“

Hätte ich zu diesem Zeitpunkt gewusst, was mich auf meiner Reise erwartete, ich hätte die Dose sofort getrunken.

*

„Wo zum Teufel ist sie hin?“, brüllte die Dunkle Mutter.

„Wer hat den magischen Strom unterbrochen?“

Sie war außer sich vor Wut. Ein greller Blitz zuckte durch das alte Gewölbe und schlug mit voller Wucht in den Käfig. Die Hexen zogen eingeschüchtert ihre Köpfe ein und verfielen in Wimmern und Wehklagen. Sie rannten wild durcheinander und es grenzte an ein Wunder, dass sie sich dabei nicht selbst über den Haufen rannten. Eine nach der anderen verschwand. Die Menschdämonin wandte sich Deborah zu, die noch immer am Boden kauerte und weinte. „Und du! Du verfluchte Missgeburt! Noch ein Ton von dir und ich werde dich ...“

Doch sie kam nicht mehr dazu, ihren Satz zu beenden. In einer der dunklen Ecken des Verlieses war jemand aufgetaucht, der nun ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Die Dunkle Mutter begann zu lächeln.

„Herzlich willkommen in meinem Reich, Cattiva. Ich freue mich ungemein, dich kennenzulernen, Frau aus Aibon.“ Die Dunkle Mutter verzog ihren Mund zu einem widernatürlichen Grinsen und breitete die Arme aus.

In den Lichtschein der Fackeln trat eine junge Frau, die



Amber wie aus dem Gesicht geschnitten war. Ihre Haare waren ebenso ungebändigt wie die ihrer Schwester, schimmerten aber in einem schmutzigen Schwarz. Sie war in ein erdfarbenes Gewand gekleidet. Um den Bauch trug sie einen Gürtel, der so schmucklos wie zweckmäßig war. In ihrer rechten Hand hielt sie einen langen Holzstab, der sie um Haupteslänge überragte. Am oberen Ende des Stabes stak ein bleicher Totenschädel, der höhnisch zu grinsen schien. Sie hatte ihre Augen gefährlich zusammengezogen und schien kampfbereit. „Wer bist du? Und warum bin ich hier?“

„Ich bin Mater Andhera. Man nennt mich die Dunkle Mutter. Ich habe etwas, was du möchtest und du hast etwas, was ich möchte. Lass uns einen Deal machen.“

„Einen was?“, fragte Cattiva lauernd.

„Ich möchte dir einen Handel vorschlagen,“ sagte die Dunkle Mutter lachend. „Du trägst eine einzigartige Kraft in dir, eine Magie, die so lebendig und doch so zerstörerisch ist. Eine Magie von so roher Gewalt und gleichzeitiger Reinheit, wie es sie kein zweites Mal mehr gibt. Wenn wir beide unsere Kräfte verbinden, werden wir so stark sein, dass uns nichts und niemand mehr aufhalten kann.“

Cattiva schwieg für einen Moment. Dann entrang sich ihrer Kehle ein krächzender Ton, der an das Lachen eines Raben erinnerte.

„Warum sollte ich das tun? Ich bin hier in einer dreckigen und stinkenden Welt gelandet. Warum sollte ich also in deinen Handel einwilligen? Was hätte ich davon?“

Cattiva verzog angewidert das Gesicht und spuckte auf

den Boden. „Warum sollte ich mich mit dir verbünden, Mater Andhera?“

„Aus zwei einfachen Gründen. Erstens: Der große Angriff auf Aibon steht kurz bevor und Luzifer wird erbarmungslos zuschlagen. Mithilfe meiner Magie aber wirst du dich behaupten können und dein eigenes Reich innerhalb Aibons errichten dürfen. Zweitens: Ich liefere dir deine Schwester Amber aus.“

*

Mein Kreuz hatte sich erwärmt. Natürlich spürte es die Nähe der Vampirhexe. Dennoch beeinflusste es die Magie des Zaubermantels in keiner Weise. Die Reise durch Raum und Zeit dauerte nur den sprichwörtlichen Augenblick und war vorbei, noch bevor sie richtig begonnen hatte. Assunga öffnete ihren Mantel und versetzte mir einen Schlag in den Rücken. Die Ausstrahlung meiner Waffen musste ihr körperliche Schmerzen bereitet haben.

Ich taumelte nach vorn und ruderte mit den Armen, um einen Sturz zu vermeiden. Als ich mich wieder gefangen hatte, drehte ich mich zu ihr um. „Wo sind wir?“ Die Schattenhexe ließ ihren Blick langsam hin und her gleiten. Sie wirkte auf mich wie ein Tier, das versuchte Witterung aufzunehmen.

„Die Dunkle Mutter hat sich ihren eigenen Rückzugsort geschaffen“, flüsterte sie. „Mit Luzifers Hilfe. Ähnlich wie ich damals in der Vampirwelt. Ähnlich, Sinclair, aber dennoch anders. Dieser Ort hier ist menschlich. Er befindet sich in eurer Welt. Sie hat sich ein eigenes Reich unterhalb ihres ehemaligen Landsitzes geschaffen. Nicht sehr einfallsreich, wie du zugeben musst.“

„Das mag ja sein, aber sie wird mit Sicherheit mitbekommen haben, dass wir in ihr Reich eingedrungen sind. Auch die Dunkle Mutter kann die Aura meines Kreuzes spüren.“

Diesen Seitenhieb hatte ich mir nicht verkneifen können. Die wiedergewonnene Selbstsicherheit der Schattenhexe gefiel mir nicht.

Assunga lachte auf. „Ja, Sinclair. Mit Sicherheit kann sie das. Aber Dank der Großen Mutter sind wir beide abgeschirmt. Die Mater Andhera wird uns also nicht bemerken. Du brauchst wirklich keine Angst zu haben.“ Ich schluckte meinen Ärger über ihren Spott herunter und schaute mich um. Wir waren in einem kellerartigen Gewölbe gelandet. An den Wänden brannten Fackeln. Das gespenstische Flackern ließ den kuppelartigen Raum bedrohlich wirken. Es herrschte eine unnatürliche Stille.

Ich zählte drei Türen, die aus dicken Holzbohlen gefertigt waren. Sie waren geschlossen. Ich überlegte noch, wohin ich mich zuerst wenden sollte, als mir diese Entscheidung plötzlich abgenommen wurde. Unvermittelt schlug die Tür in der Mitte auf und drei Frauen betraten das Verlies. Sofort fixierten sie uns. Ihre hassverzerrten Gesichter sprachen Bände. Das mussten Assungas Hexen sein, die nun unter dem Bann der Dunklen Mutter standen. Mit unverhohlener Bosheit sprach die Vampirhexe ihre einstigen Gefährtinnen an.

„Sieh an ... die verlorenen Töchter! Jetzt müssen wir uns doch freuen und ein Fest feiern. Ich verzeihe euch, dass ihr in die Irre gegangen und einem anderen Pfad gefolgt seid. Bekennt euch jetzt und hier zu mir und zu Lilith und wir werden gemeinsam die Welt der Menschen aus den Angeln heben.“

Assunga breitete gönnerhaft ihre Arme aus, als wolle sie ihre Hexenfreundinnen in die Arme schließen. Eine der drei Frauen trat energisch auf die Vampirhexe zu. Sie trug ein rot-schwarz kariertes Hemd, eine ausgewaschene Bluejeans und schwarze Turnschuhe. Ihre Haare waren zu einem strengen Dutt zusammengebunden. Auf den ersten Blick wirkte sie wirklich nicht wie eine klassische Hexe, was sie natürlich nicht weniger gefährlich machte. Auf keinen Fall durfte ich sie unterschätzen. Wutentbrannt streckte die Hexe den Arm aus und deutete mit ihrem Finger auf Assunga.

„Wie oft hast du uns das schon versprochen, Assunga? Wie oft hast du uns hingehalten, wenn wir endlich wieder in Aktion treten wollten? Wie oft hast du uns zurückgehalten, wenn wir den Frauen der Erde endlich ihre Kraft und Energie zurückgeben wollten? Ich frage dich, Assunga: Wie oft?“

Die Stimme der Frau überschlug sich und geriet in eine hysterische Tonlage. Es folgte eine Pause. Die anderen beiden Hexen nickten zustimmend. Ich hielt mich im Hintergrund, war aber auf einen plötzlichen Angriff vorbereitet. Die Schattenhexe verschränkte ihre Arme vor der Brust und starrte die Sprecherin mit zusammengekniffenen Augen an. Mir schien, dass Assunga diese direkte Konfrontation sichtlich genoss.

„Lavida! Mir alleine hast du es zu verdanken, dass du aus den Fängen der Menschenhändler entkommen bist. Ich allein habe dir die Hexenkräfte offenbart. Ohne mich würdest du jetzt in einem drittklassigen Bordell vor dich hinvegetieren und unter frauenverachtenden Umständen jedem Möllerschwein zu Willen sein. Immer und immer wieder. Bis man dich wie ein Stück Dreck entsorgt hätte, wenn aus dir kein Geld mehr zu

machen gewesen wäre. Also überlege dir gut, mit wem du dich jetzt und hier anlegst.“

Die Vampirhexe hob ihren Kopf und wandte sich an die anderen beiden Hexen. „Wagt es nicht, euch gegen mich zu stellen. Meine Kräfte sind den euren weit überlegen. Wagt es nicht! Gemeinsam können wir die Dunkle Mutter vernichten. Und anschließend werden wir auf der Erde triumphieren!“

Lavida gab sich von Assungas Ansprache wenig beeindruckt und spuckte Gift und Galle.

„Deine Zeit als Oberhaupt der Hexen ist vorbei, Assunga! Du bist am Ende!“ Mit einem grellen Schrei stürzte sich Lavida auf ihre ehemalige Anführerin.

Das wirkte wie eine Initialzündung und nun stürmten alle drei Hexen auf uns zu.

Assunga wartete eiskalt ab, und just bevor Lavida sie erreichen konnte, stieß sie ihre Arme nach vorne und wirkte einen Zauber. Die abtrünnige Hexe wurde von einer unsichtbaren Kraft gepackt und gegen die Steinmauer des Gewölbes geschleudert. Das harte Knacken des Schädels fuhr mir durch Mark und Bein.

Ich zog meine Beretta und legte auf die zweite Hexe an. Doch ehe ich den Stecher durchziehen konnte, wurde mein Arm zur Seite gebogen.

Hätte ich jetzt noch versucht zu schießen, wäre das die reine Verschwendung meiner Silberkugeln gewesen.

„Lass das, John!“, rief mir Assunga zu. „Um meine Hexen kümmere ich mich alleine.“ Ich trat einen Schritt zurück und sah noch, wie sich Lavida unter Mühen wieder aufrappelte und ihren deformierten Schädel schüttelte. Von da an überschlugen sich die Ereignisse.

*

Cattiva zog ihre Augenbrauen nach oben.

„Wir vereinen unsere Kräfte?“

„Ja“, sagte die Dunkle Mutter. „Wir werden unsere Kräfte vereinen, wir werden sie bündeln. Deine wilde Energie in einem unheilvollen Bund mit der Macht, die mir von Luzifer gegeben wurde. Zusammen werden wir ein Bollwerk ungezügelter schwarzer Magie sein, dem sich nichts und niemand mehr entgegenstellen kann.“

Die Augen der Dunklen Mutter strahlten wie zwei blaue Eiskristalle. Sie konnte es kaum noch erwarten, sich endlich mit Cattiva zu vereinen. Die Aussicht auf ihre schwarzmagische Fusion ließ die Mater Andhera förmlich erschauern. Sie streckte Cattiva ihre Hand entgegen. Die schwarzhaarige Frau aus Aibon schaute der Dunklen Mutter abschätzend ins Gesicht. Langsam

hob sie ihre rechte Hand. „Abgemacht“, flüsterte Cattiva. „Wir vereinen unsere Kräfte.“

Die Dunkle Mutter wollte jubeln, da registrierte sie den rötlichen Farbton in Cattivas Haaren, der allmählich das schmutzige Schwarz überstrahlte. Die Farbe ihres linken Auges wechselte von Dunkelbraun in ein sattes Grün.

Die Menschdämonin wollte gerade nach Cattivas Hand greifen, als ihr die Aibonfrau mit Ambers Stimme entgegen schrie: „NIEMALS!“

Die Dunkle Mutter wurde von einer magischen Eruption gepackt und gegen die Wand des Verlieses geschleudert. Sie schrie vor Wut und vor Enttäuschung, kam aber sofort wieder auf die Füße. Die Ärmel ihrer Ordenstracht standen bereits in schwarzen Flammen und sie war entschlossen, ihre Magie gegen ihre Angreiferin zu richten.

Ihr gegenüber stand eine zweigeteilte junge Frau. Auf der linken Seite wallte feuerrotes Haar über ihre Schulter, während auf der rechten Seite schwarzes Haar dominierte. Das linke Auge brannte in einem klaren Grün. Das rechte Auge war von einem düsteren erdfarbenen Braun, das das Licht zu verschlucken schien.

In dieser Schrecksekunde erfasste die Dunkle Mutter, dass Cattiva und Amber ein und dieselbe Person waren. Die Aibonfrau war ein in sich selbst verwachsener Zwilling.

„So ist das also. Ihr beide seid eins“, knurrte sie. „Ja, so ist das! Wir sind eins und wir sind zwei. Meine Schwester und ich. Ihre Kraft und meine. Und weder das eine noch das zweite wirst du jemals besitzen.“

Gesprochen hatte die Worte offenkundig Amber, aber die Stimmfärbung war die von Cattiva.

„Wenn ich deine Kräfte nicht bekomme, soll sie niemand haben. Ich werde dich von deiner missgebildeten Existenz erlösen.“

Damit ging die Dunkle Mutter zum Gegenangriff über und jagte ihre schwarzen Flammen auf den Zwilling.

Cattiva blockte den Angriff mit einem Schutzschild und die schwarzen Flammen schossen unkontrolliert durch das Gewölbe. Dabei wurde eine der Hexen in Mitleidenschaft gezogen. Ihre Kleidung fing sofort Feuer. Sie schrie wie am Spieß, doch die Flammen fraßen sich unbarmherzig durch ihr Fleisch. Der Todesschrei endete abrupt und die Hexe kippte stumm auf ihr Gesicht. Zurück blieb ein verbrannter Leib, dem ein ekelhafter Qualm entstieg.

Nun war Cattiva am Zug. Sie bäumte sich auf und schleuderte der Dunklen Mutter ihrerseits ein Bündel totbringender Strahlen aus ihrem Totenkopfstab entgegen.

Die Menshdämonin aber lachte nur und schien die Magie aus Aibon in ihr schwarzes Gewand aufzusaugen. Es entstand eine Pattsituation, ein Kräftemessen, welches beiden Gegnerinnen den Schweiß auf ihr Gesicht trieb. Die Hexen hielten sich wohlweislich im Hintergrund und wagten es nicht, einzugreifen. Sie hatten gesehen, was mit ihrer Schwester passiert war. Die Frau aus dem Land der Druiden machte ihnen Angst. Sie mussten miterleben, wie Cattiva und Amber damit begannen, Zaubersprüche in einer Sprache zu rezitieren, die keine von ihnen je zu Ohren bekommen hatte.

„Gorwad guul emeldaghnir! Daghnir! Daghnir guul emel!“

Eine der Hexen geriet in Panik, rannte los und wollte sich geradewegs auf die Aibonfrau stürzen.

Aus dem Handgelenk schwenkte Cattiva ihren Stab nur für einen Wimpernschlag in Richtung der heranstürmenden Hexe.

“Daghnir!”

Und als wäre die Frau von einem mächtigen Schmiedehammer getroffen worden, flog sie mit zerschmettertem Brustkorb zurück mitten in ihre Schwestern, die sich kreischend zu Boden warfen.

Diesen einen Augenblick nutzte die Dunkle Mutter und legte einen Ring aus schwarzen Flammen um den Druidenstab.

Die Dunkle Mutter und Cattiva umkreisten sich. Keine von ihnen gab auch nur einen Zentimeter nach. Cattiva knurrte wie ein gefährliches Tier, während die Dunkle Mutter sie nur hasserfüllt anblickte. Niemand sprach ein Wort. Die Luft flirrte nur so voller Magie. Der Ozongeruch war fast unerträglich.

Plötzlich öffnete sich eine der Flügeltüren und ein neuer Kämpfer betrat die Bühne des Schreckens. Das war der Moment, als ich in die Ereignisse eingriff.

*

Ich hatte Assunga und ihre abtrünnigen Hexen verlassen. Diese Auseinandersetzung war zweitrangig. Mir ging es um Amber und die Dunkle Mutter. Zwar kannte ich mich in diesem Gewölbe absolut nicht aus, aber ich war es ein Leben lang gewohnt, mich eben auf mein Glück zu verlassen. Ohne auf den Lärm hinter mir zu achten, ging ich durch die linke Tür.

Der dahinterliegende Gang wurde von Fackeln erhellt. Irgendwie erinnerte mich das Ganze an bereits vergangene Kämpfe mit der Dunklen Mutter. Sie schien ein Faible für dunkle, kellerartige Verliese und Gewölbe zu

haben. Wie viktorianisch, schoss es mir durch den Kopf. Egal, ich musste weiter. Die abzweigenden Türen kamen für mich einfach nicht in Frage. Das passte alles nicht zum Größenwahn der Dunklen Mutter. Die Doppeltür am Ende des Ganges. Ich war mir sicher, dass ich sie dahinter finden würde.

Automatisch griff ich nach meinem Kreuz und wollte es mir offen vor die Brust hängen. Doch ich zögerte. Zwar hatte mein Talisman in meinem letzten Gefecht mit der Mater Andhera die entscheidende Wende zu meinen Gunsten gebracht, dennoch hatte ich nicht vergessen, dass die Menshdämonin seine weißmagische Kraft absorbieren und für sich nutzen konnte.

Was sollte ich nur tun? Die Zeit drängte, denn ich hörte Kampfgeräusche durch die Türen. Ich entschied mich für das Kreuz, ließ die Beretta im Holster und versicherte mich, den Bumerang griffbereit im Gürtel stecken zu haben. Dann öffnete ich schwungvoll eine der beiden Türen und fand mich inmitten eines Kampfes auf Leben und Tod.

*

Der Kopf der Dunklen Mutter ruckte herum. Sie fixierte mich kurz, erblickte das Kreuz vor meiner Brust und begann zu grinsen. Cattiva wollte ihren Stab aus der schwarzmagischen Umklammerung befreien, aber die Dunkle Mutter hielt ihren Zauber aufrecht und gab kein Jota nach. Im Gegenteil. Mein Auftauchen schien sie zu beflügeln und plötzlich sah sich Cattiva im Nachteil. Erst da erkannte ich, was sich hier vor mir abspielte. Es traf mich wie ein Hammerschlag. Plötzlich ergab alles einen Sinn. Nie hatte ich Cattiva und Amber zusammen gesehen. Jetzt verstand ich auch warum. Sie war beides. Amber war Cattiva und Cattiva war Amber. Und beide kämpften sie gegen die Dunkle Mutter.

Vorsichtig näherte ich mich den beiden Widersacherinnen. Mein Talisman spürte die Entladungen der magischen Ströme. Kleine Funken stoben über das Silber wie bei einer brennenden Wunderkerze. Es reagierte.

Ich hatte verflucht noch mal keine Ahnung, was ich eigentlich unternehmen sollte. Nichts schien richtig. Alle meine bisherigen Angriffe hatte die Dunkle Mutter mit höhnischer Leichtigkeit abgewehrt. Keine meiner Waffen hatte ihr Schaden zufügen können. Im Gegenteil. Meistens war sie sogar gestärkt aus unseren Kämpfen hervorgegangen. Hilflos musste ich mit ansehen, wie Cattiva (oder war es Amber?) immer weiter zurückgedrängt wurde.

Anscheinend konnte die Frau aus Aibon ihren Schutzschild nicht mehr länger aufrechterhalten. Ihre Entlastungsangriffe verpufften wirkungslos an der Dunklen Mutter.

Zusehends erlahmten ihre Kräfte. Amber wurde auf die Knie gezwungen. Sie schrie auf.

Noch hielt der Schutzschild, aber es war nur noch eine Frage von Sekunden, bis die schwarzen Flammen der Dunklen Mutter ihn durchdrungen hatten. Ich musste irgendetwas tun.

Da fiel mir siedend heiß ein, dass ich ja noch eine weitere Waffe bei mir trug. Das Amulett der Dunklen Mutter war einst von schwarzer Farbe gewesen und voller krankhafter Magie. Ich hatte es ihr weggenommen und es war eine weißmagische Waffe geworden. Die Hintergründe seiner Metamorphose hatte ich nie wirklich erklären können. Aber jetzt war nicht die Zeit für mythologische Spekulationen.

Ich zog das Amulett aus meiner Tasche. Das Silber glänzte wie ein heller Stern. Es fühlte sich lebendig an. Reine weiße Magie. Bereit, das Böse von dieser Welt zu tilgen.

Ich hielt das Amulett in meiner rechten Hand und einen Moment später strahlte es auf. Sein silbriger Glanz verstärkte sich und Licht flutete die Dunkelheit.

Ich holte kurzentschlossen aus und schleuderte das Amulett gegen die Dunkle Mutter. Ich verfolgte seine Flugbahn und sah es auf die Mater Andhera zurasen. Innerlich glaubte ich, mich ein Gebet sprechen zu hören. Das Gebet aber wurde nicht erhört. Mit einer einzigen lapidaren Handbewegung wischte die Menschdämonin das Amulett zur Seite. Ich hörte, wie es mit einem hellen Klirren auf dem Gewölbeboden aufschlug. Sein Licht verblasste augenblicklich.

„Sonst hast du nichts zu bieten, Geisterjäger? Ich würde dich ja auslachen, aber wie du siehst, habe ich zu tun. Schade ... dann werde wenigstens Zeuge, wie ich deine kleine Freundin zur Hölle schicken werde.“

In meiner Verzweiflung rannte ich los und wollte mich schützend vor Amber stellen.

Als ich in den unmittelbaren Wirkungsbereich der beiden Magien gelangte, entlud sich mein Kreuz. Es strahlte in gleißendem Licht, als hätte ich es aktiviert. Zunächst verstärkte das Licht Ambers Schutzschild. Die schwarzen Flammen der Dunklen Mutter erzitterten und fielen in sich zusammen. Leider wandte sich die Magie des Kreuzes nur einen Augenblick später auch gegen Cattivas dunklen Zauber. Der Stab mit dem Totenkopf explodierte in ihrer Hand. Die gesamte

rechte Körperhälfte verbrannte und färbte sich schwarz. Sie konnte ihren Arm nicht mehr heben. Ich glaube, sie wollte vor Schmerz schreien, aber über ihre Lippen drang nur noch ein heiseres Krächzen.

Auch die Dunkle Mutter war von den weißmagischen Strahlen getroffen worden und zu Boden gesunken. Allerdings nicht, weil das weißmagische Licht sie verbrannt hatte, sondern weil sie die Energie des Kreuzes in sich aufzog und darin badete. Die Dunkle Mutter erneuerte ihre Kraft. Aber noch etwas passierte.

Ein kleines Mädchen tauchte hinter der Dunklen Mutter auf. Unbemerkt von uns allen hatte sie das Amulett vom Boden aufgehoben und war bis an die Menschdämonin herangekrochen.

„Du bist nicht meine Mutter!“, schrie das Mädchen mit seiner hohen Kinderstimme und schlug das Amulett auf die unverhüllte Stirn der Menschdämonin. Die Dunkle Mutter, eben noch berauscht von ihrem sicher geglaubten Sieg, riss die Augen weit auf. In ihrem Blick lagen Unverständnis und Entsetzen.

„NICHT – MEINE – MUTTER!“

Mit jedem Wort schlug das Mädchen erneut zu. Noch einmal. Und noch einmal. Woher nahm die Kleine mit ihren dünnen Ärmchen nur diese Kraft? Ein eiskalter Schauer lief mir über den Rücken.

Das Mädchen nahm das Amulett in beide Hände und drückte es mit aller Gewalt auf die Stirn der Dunklen Mutter.

Mein Kreuz strahlte in unveränderter Helligkeit, nur pulsierten seine Strahlen nun nicht mehr in den Körper der Dunklen Mutter, sondern drangen in das Amulett. Die Dunkle Mutter schrie und ihre Gliedmaßen zapelten unkontrolliert. Das Amulett brannte sich tief in ihre Stirn ein und verflüssigte sich. Ihr Kopf fing Feuer und stand sofort lichterloh in Flammen.

Die Mater Andhera wollte fliehen, schaffte es aber nicht mehr sich aufzurichten. Im Nu griffen die hellen Flammen auf ihren gesamten Körper über. Ihr Gesicht war durchzogen von den silbrigen Streifen des geschmolzenen Amuletts.

Dann verstummten ihre Schreie. Die Dunkle Mutter fiel auf den Rücken und rührte sich nicht mehr.

Ich löste mich aus meiner Starre und wandte mich Amber zu. Sie lag schwer angeschlagen auf der Seite und atmete schwer.

Ich kniete mich neben sie hin. Ihre rechte Körperhälfte war vollständig verbrannt. Das Kreuz hatte keinen Kompromiss mit ihrer schwarzmagischen Hälfte gemacht und Cattiva rigoros vernichtet. Ich nahm sie

in den Arm. Sie schaute mich mit ihrem grünen Auge an. „Sind sie weg?“

Ich musste hart schlucken.

„Ja, sie sind alle weg und sie werden nie mehr wiederkommen. Sie sind alle vernichtet. Die Hexen, die Dunkle Mutter“, ich zögerte, „und auch deine Schwester.“

„Dann haben wir also endlich gewonnen?“

„Ja, das haben wir.“

„Danke, John Sinclair, dass ich dich kennenlernen durfte.“ Amber machte eine Pause. „Ich gehe jetzt zu Nana. Dort werde ich mich ausruhen. Lebewohl, Geisterjäger.“

Dann starb Amber in meinen Armen. Ich drückte sie fest an mich und schämte mich meiner Tränen nicht.

„Sie hat ihre ewige Ruhe gefunden, Geisterjäger.“

Ich drehte mich um. Woher war die Stimme gekommen? Ich legte Amber sanft neben mir ab und rappelte mich auf.

Durch den Tränenschleier bemerkte ich eine Person, die auf mich zuging, aber in einem gewissen Abstand stehen blieb. Ich wischte mir die Tränen vom Gesicht und erkannte den Neuankömmling. Es war der Rote Ryan. Ich spürte Wut in mir aufsteigen.

„Sie war noch viel zu jung, um ihre ewige Ruhe zu finden.“

„Das liegt nicht in unserer Hand, John. Es war ihr Schicksal.“

In diesem Moment zerbrach etwas in mir. Ich brüllte Ryan an: „Dann ist das Schicksal ein Haufen verlogene Scheiße!“ Ich verlor vollends die Beherrschung.

„Wo bist du gewesen, als ich deine Hilfe am dringendsten benötigt hätte. Nicht um meinetwillen. Für sie! Für eine junge Frau, die Aibon ihre Heimat nannte. Wo ist dein Schutz gewesen?“

Meine Stimme überschlug sich. Ich sackte zusammen, schlug mir die Hände vors Gesicht und weinte um den Verlust einer lieben Freundin. Wortlos kam der Rote Ryan auf mich zu. Er hielt mir seine Hand entgegen. Für den Bruchteil einer Sekunde war ich gewillt, sie wegzuschlagen. Dann ergriff ich sie und der Rote Ryan zog mich hoch und nahm mich in seine Arme. Heute kann ich nicht mehr sagen, wie lange wir so dagestanden haben und ich meine Tränen laufen ließ. Irgendwann meinte der Rote Ryan: „Es ist Zeit. Lass uns Amber zu ihrer Großmutter bringen.“

Ich nickte stumm und legte Amber auf meine Arme. Der Rote Ryan indes hatte das kleine Mädchen an die Hand genommen. Sein Name war Deborah. Gemeinsam machten wir uns auf die Reise nach Aibon.

*

Die Fackeln brannten nur noch mit spärlichem Licht. Die magische Strahlung hatte sich mittlerweile aufgelöst und in dem Gewölbe war es jetzt totenstill.

Eine Gestalt in einem schwarzen Mantel trat aus dem Schatten der Türen. Sie hatte lange gewartet. Sehr lange. Die Magien waren unterschiedlicher Natur gewesen. Und sie hatte gelernt, größtmögliche Vorsicht walten zu lassen.

Mit schlafwandlerischer Sicherheit näherte sich die Gestalt dem schwarzverkohnten Leichnam der Dunklen Mutter. Der Sohn des Lichts hatte es also tatsächlich geschafft. Sie gab es ungern zu, aber dieser Mensch verdiente durchaus Respekt. Die Gestalt kniete sich achtsam nieder. Die Schatten gerieten in Bewegung und man hörte einen dumpfen Schlag. Das Gewölbe erzitterte. Steinquader lösten sich aus der Decke. Risse bildeten sich im Boden. Langsam erhob sich die Gestalt und verschwand schwarz-verhüllt, so wie sie gekommen war, während das Reich der Dunklen Mutter hinter ihr unwiederbringlich unterging.

*

Schweflige Nebelschwaden durchzogen die namenlose Schwärze. Die Stimme einer Frau erschallte in der Unendlichkeit der Düsternis.

„*Nesha-mbuthar*, Engel des Lichts! Ich grüße dich, oh Luzifer, und ich habe dir ein Geschenk mitgebracht.“

Zwei blaue Augen öffneten sich in der Finsternis, eiskalt und von unbeschreiblicher Grausamkeit.

„Was willst du, Lilith?“

„Wie ich bereits sagte, ich habe dir ein Geschenk mitgebracht.“

Lilith, die erste Hure des Himmels, rammte einen Spieß tief in den weichen Boden. Blut spritzte ihr in das makellose Gesicht und ein Stöhnen drang aus der Tiefe.

„Sollte dir demnächst wieder einmal der Sinn nach einem neuen Spielzeug stehen, dann lass bitte mich und meine Hexen aus dem Spiel.“

Damit wandte sie sich ab und ließ den obersten Höllenfürsten wortlos zurück. Der aufgespießte Kopf der Dunklen Mutter schaukelte langsam vor und zurück.

ENDE

WERKSTATTBERICHT

„Schreib mal einen Werkstattbericht“, hat er gesagt, der Herr Lektor.

Okay, kann ich machen: Hier also mein Bericht aus der Werkstatt!

Zur Person des Autors

Klar, was sollte jetzt auch anderes kommen als so etwas. Da die meisten, die dieses wundervolle OJSFC-Sonderheft (und damit meine ich vor allem die Aufmachung und die Illustrationen) in der Hand halten, mich vielleicht schon aus dem Gruselforum kennen, wissen sie, dass ich ständig mit dem Schalk im Nacken zu kämpfen habe.

Ich erspare mir und euch daher die erneute Vorstellung meiner Person, die ja bereits in einem John Sinclair-Heft erschienen ist (siehe Band 2127). Vielmehr möchte ich ein paar Gedankensplitter einfließen lassen, denn es ist nicht alltäglich, dass eine Fangeschichte unseres geliebten Geisterjägers in einem eigenen Format erscheint und darüber hinaus auch noch hochwertig illustriert ist.

Danksagungen

Das alles geht natürlich nicht ohne Danksagung, in der ich jetzt angefangen von der heimischen Brauerei bis zu den inspirierenden Klängen verzerrter Stromgitarrenmusik alles aufführen müsste, was mich beim Schreiben der „Mutter“ begleitet hat. Aber auch das möchte ich euch ersparen.

Nur so viel:

Ich danke Thomas, dem Chef des OJSFC, für seinen unermüdlichen Einsatz bei der Publikation dieses Sonderhefts. Ich danke Azrael für seine umwerfenden Bilder, die das Ganze noch einmal erheblich aufgewertet haben. Und natürlich danke ich meinem Lektor, der die einzelnen Teile der Geschichte zusammengefasst und noch einmal verbessert hat.

Insbesondere danke ich außerdem meiner lieben Partnerin Cornelia, die als freiberufliche Lektorin noch einmal alles Korrektur lesen musste. Wie jetzt? Zwei Lektoren? Es ist natürlich eine glückliche Fügung, dass ich mit einer Sprachwissenschaftlerin unter einem Dach leben darf. Aber leider kann Cornelia nichts mit dem Grusel-Genre anfangen (O-Ton: „Du hast eine kranke Fantasie!“). Von daher war ich für die fachliche Unterstützung von Siavan sehr dankbar. Wahrscheinlich wäre die Geschichte ohne seinen Input so ausgefallen, dass die Dunkle Mutter eines Tages aus einer Kneipe kommt und in einen Gully fällt ...

Und nicht zu vergessen:

Mein Dank geht vor allem auch an den Schöpfer Jason Dark, ohne den es die Sinclair-Serie ja gar nicht geben würde.

Entstehungsgeschichte

„Die Dunkle Mutter“ war ursprünglich gar nicht als Fortsetzungsgeschichte gedacht. Vielmehr entwickelte sie praktisch ein Eigenleben, nachdem ich von der John-Sinclair-Redaktion im Juli 2018 erfahren hatte, dass meine erste Kurzgeschichte („Die Gruft der dunklen Mutter“) auf der LKS von Band 2095 abgedruckt werden würde. Das ließ mich erneut in die Tasten greifen und so entstand kurz danach der zweite Teil der Dunklen Mutter sowie zwei weitere, eigenständige Kurzgeschichten, die inzwischen auch auf der Sinclair-Leserseite veröffentlicht worden sind (Band 2189: „Der Klang der Knochen“; Band 2137: „Liebe über den Tod hinaus“).

Dann machte ich auf der zweiten John Sinclair-Con im September 2018 die schicksalshafte Bekanntschaft eines weiteren Sinclair-Fans, mit dem ich sofort auf einer Wellenlänge lag. Wir tauschten uns aus und ich outete mich als Schreiberling eben jener Fan-Geschichte um die Gruft der Dunklen Mutter. Fortan begleitete und unterstützte mich Isaak Siavan als Lektor und als Freund, während ich

die Geschichte der Dunklen Mutter weiterschrieb. Er schaffte es immer wieder, mich zu motivieren, den Schreibstil auf ein höheres Niveau zu heben und das Ganze voranzutreiben. Das führte dann (glücklicherweise) auch oft dazu, dass ich bereits geschriebene Szenen überarbeitete oder sogar ganz neu geschrieben habe. Netterweise sagte er häufig: „Ja, ganz gut, aber da könnte man vielleicht noch...“ Klingt halt besser als: „Alles Mist, mach's neu!“ :) Gelernt habe ich während des Schreibens natürlich eine ganze Menge. Zum Beispiel, dass eine Flasche Bier hervorragend zum Ideengeber werden kann, zwei Flaschen sogar mitunter einen Schreibflash auslösen, drei Bier aber dafür sorgen, dass man alles noch einmal neu machen muss, weil das Geschriebene einfach nur noch Mist ist.

Warum weicht jetzt aber die Geschichte in diesem OJSFC-Sonderheft ein wenig von den originalen Kurzgeschichten in den Sinclair-Heften ab? Ganz klar, weil ich ja damals noch nicht wusste, wie das alles weitergehen würde und wohin die Reise führen soll. Auch hatte ich noch keine Ahnung von strukturiertem Schreiben (als ob ich die jetzt hätte...). Ich schrieb ohne Vorgaben oder gar Exposés, an denen ich mich hätte orientieren können. Also gab es einige Ungereimtheiten, Fehler und belletristische Schwächen, die für dieses Sonderheft korrigiert werden wollten. Alles in allem denke ich, dass man eine Verbesserung des Stils im Laufe der Geschichte erkennen kann.

Der Sinclair-Kosmos

Als ich die Geschichte schrieb, wollte ich unbedingt einen Bezug zu alten Figuren herstellen, die im Sinclair-Kosmos schon lange keine Beachtung mehr gefunden hatten. Zum Beispiel Nora Thorn. Das Problem, dass dieser Charakter ursprünglich in keinem Zusammenhang mit Aibon, dem Roten Ryan und Elohim steht, ist sicherlich eine schriftstellerische Schwäche, über die ich mir damals keine Gedanken gemacht hatte (die Tatsache, dass Elohim der Sohn von Raniel, dem Gerechten, und Lilith ist, mal völlig außer Acht gelassen). Ich wollte die Figur der Nora Thorn um jeden Preis einbauen. Würde ich jetzt so nicht mehr machen. Man möge

mir diesen Anfängerfehler verzeihen.

Was mich schon immer fasziniert hat, waren Beschwörungen und schwarzmagische Rituale. Besonders, wenn sie in lateinischer Sprache abgefasst waren. Daher habe ich mir erlaubt, diese hin und wieder einzustreuen. Wie viele bestimmt bemerkt haben, kann ich gar kein Latein, aber dank Asterix, Tante Google und (vor allem) Isaak, der ein fremdsprachlicher Tausendfüßer ist, ist es uns wohl gelungen, dafür eine schöne Form zu finden.

Feedback

Ich hoffe, dass euch die Geschichte der Dunklen Mutter und die einzigartigen Bilder von Azrael gefallen werden. Sehr gerne dürft ihr mir eure Meinung mitteilen (steinberger_chris@web.de).

Ich freue mich über jede Zuschrift!

Bleibt gesund und lustig!

Ich grüße alle, die mich kennen und trotzdem mögen, und empfehle euch als Soundtrack zur Dunklen Mutter das Lied „*Dark Mother Divine*“ von der schwedischen Metal-Band Dissection.

Chris Steinberger, November 2020

Limitierte Sonderauflage

Sie ist böse ... Und sie ist gekommen, um der Welt die Finsternis zu bringen.

Die Dunkle Mutter !

Im Kampf gegen das absolut Schreckliche muss sich John Sinclair einem übermächtigen neuen Feind stellen. Mit vereinten Kräften seiner Freunde und ungewöhnlichen Methoden begibt sich der Geisterjäger in ein obskures Grusel-Abenteuer, welches aussichtloser nicht sein könnte. Eine Achterbahnfahrt aus Horror, Spannung und überraschenden Wendungen.

Der Sinclair-Fan Chris Steinberger bündelt mit diesem Sonderheft seine Energie und schickt die selbstgeschriebene Kurzgeschichten-Reihe um die Dunkle Mutter in den zusammengefassten und komplett überarbeiteten Director's Cut.

Wird die Dunkle Mutter mit ihren außergewöhnlich bösartigen Kräften die endgültige Vernichtung des Guten heraufbeschwören?